



Karl May Jahrbuch 1918

Herausgegeben von Dr. Rudolf Beissel und Fritz Barthel.

1. Jahr

Breslau 1918 / Schlesische Buchdruckerei S. Schottländer

Inhaltsverzeichnis

Einführung . Von Fritz Barthel	© 7
Merhameh . Reiseerzählung. Von Karl May	15
Karl May in der zeitgenössischen Kritik . Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt	47
Bunte Blätter aus Karl Mays Leben . Von Klara May	64
Randbemerkungen zu Karl Mays Dichten . Von Max Geißler	72
Am Grabe Winnetous . Gedicht. Von Staatsanwalt Dr. Lorenz Krapp	81
Unter den Indianern Nordamerikas . Von George Catlin	82
Die Jugendschrift „Der blaurote Methusalem“ . Von Lehrer Fritz Prüfer	© 98
Karl Mays Baukunst und ihre Symbolik . Von Lehrer Wilhelm Koch	© 113
Waldandacht . Gedicht. Von Karl May	126
Auf der Hammada Mokattam . Reiseerzählung. Von Leopold Gheri	© 127
Zur vaterländischen Bedeutung Karl Mays . Von Hauptmann Hans Erich Tzschirner	© 155
In Damaskus . Gedicht. Von Karl May	162
Karl May und sein Orient . Von Amand v. Ozoróczy	© 164
Der klopfende Berg . Kriegserzählung aus Tirol. Von Wenzel Urban	181
Amerika! Gedicht. Von Fortbildungsschuldirektor Michael Klieba	199
Old Shatterhand und Buffalo Bill . Von Klara May	201
Am singenden Wasser . Erzählung. Von Karl May	206
Der Indianerroman und seine wichtigsten Vertreter . Von Dr. Rudolf Beissel	© 219
Karl May und der „alte Dessauer“ . Von Dr. E. Schmid, Leiter des Karl-May-Verlags	© 254
Chabet el Akhra . Reiseerzählung. Von Leopold Gheri	© 261
Auf den Spuren von Kara Ben Nemsj . Von Kriegsberichterstatter E. Serman	285
Das Schicksal eines Briefes . Von Otto C. Artbauer	292
Die Welt der Seele und Karl May . Von Dr. Heinrich Lhotzky	297
Trost! Gedicht. Von Karl May	322

[(5)]

Verzeichnis der Abbildungen

Frontispiz	Das Gewissen. Nach einem Gemälde von Professor Sascha Schneider
Nach S. 16	Die Villa Shatterhand in Radebeul (Phot.)
Nach S. 48	Karl May und Pater Bieber in Palästina 1900. (Phot.)
Nach S. 64	Ein Mediziner. Nach George Catlin.
Nach S.80	Der Büffeltanz. Nach George Catlin.
Nach S. 112	Auf der Büffeljagd. Nach George Catlin.
Nach S. 144	Das Einfangen eines wilden Mustangs. Nach George Catlin.
Nach S. 176	Ali-el-iswud. Nach einem Gemälde von Leopold Gheri
Nach S.208	Araberdorf. Phot. von Klara May.
Nach S. 240	Karl May am Denkmal des Indianerhäuptlings Sa-go-ye-wah-ta (<i>He keeps them awake</i>)
Nach S. 272	Otto C. Artbauer in Fessan. 1906. (Phot.)
Nach S. 304	Karl May in Salzburg. 1907. (Phot.) [recte: Karl May in Bad Salzbrunn ! Siehe Karl-May-Haus Information 27, S. 4 ff.]

[Die Bilder der Einschalttafeln wurden an passender Stelle in den Fließtext eingefügt.]
[Am Seitenende getrennte Wörter wurden auf die Anfangsseite vorgezogen.]

[[Lebensdaten der Autoren](#)]

[(6)]

An unsere Leser!

Die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, unter denen während des Krieges auch besonders der Verlagsbuchhandel so sehr leidet, haben das Erscheinen dieses Jahrbuches erheblich verzögert. Aus dem gleichen Grunde ist auch das äußere Gewand des Jahrbuches nicht so ausgefallen, wie es in der Absicht der Herausgeber lag. Doch wir hoffen, schon im nächsten Jahrbuch unsere Wünsche in Bezug auf die Ausstattung verwirklichen zu können.

Die Herausgeber.

[(7)]

Einführung.

Von Fritz Barthel.

©



Das Gewissen. Nach einem Gemälde von Prof. Salscha Schneider

Merhameh.

Reiseerzählung von Karl May.

Es war im östlichen Teil von Ardistan, also tief im orientalischen Hinterland. Der Ritt, auf dem wir uns befanden, war für mich und den kleinen, treuen Hadschi Halef Omar sehr ehrenvoll. Mein Freund Abd el Fadl¹, dessen hohe Stellung meine Leser sehr wohl kennen², hatte uns seine Lieblingstochter anvertraut, sie sicher nach dem fernen Wadi Ahza zu bringen, wo liebende Verwandte sie erwarteten. Der Weg, der uns nach diesem Ziel führte, ging durch Gegenden, die man damals nicht nur beschwerlich, sondern sogar gefährlich nennen mußte, weil die Scheiks mehrerer dortiger Stämme sich miteinander veruneinigt hatten und jeden Augenblick der offene Ausbruch der Feindseligkeiten zu erwarten war. Da konnte man sehr leicht zwischen die scharfen Schneiden einer sich öffnenden Schere geraten, und Abd el Fadl bewies uns gewiß ein großes Vertrauen dadurch, daß er die Sicherheit seines Kindes grad in unsere Hände legte, die wir doch eigentlich fremd im Lande waren.

[16] Die Tochter hieß Merhameh.³ Sie war jung und schön, und zwar von einer so edlen, reinen, keuschen, ich möchte sagen, heiligen Schönheit, daß sie gar kein Wort zu sagen, sondern nur das Auge aufzuschlagen brauchte, um Alles, was nicht lauter, klar und sauber war, von sich abzuweisen. Sie übte, ganz ohne es zu wissen oder gar zu wollen, eine unter Umständen unwiderstehliche Macht sogar auf rohe Menschen aus, und es ist nicht nur damals, sondern auch anderweit vorgekommen, daß sie es war, die uns durch diese Macht beschützte, anstatt wir sie mit Hilfe unserer Waffen.

Wir waren zu Pferde. Halef und ich auf unsern beiden wohlbekannten Rappen, Merhameh nach Art der Beduininnen auf einem hochedlen Braunen aus Amahnistan. Hinter uns folgte ein Diener, den Abd el Fadl uns mitgegeben hatte, um zwei Packpferde zu leiten, auf denen die Lagerkissen, Decken, Mundvorrat, Geschenke und ähnliche Dinge verladen waren. Die Gegend, durch welche wir heut kamen, war bergig, doch unbewaldet. Sie gehörte dem Stamme der Münazah und grenzte an das Gebiet des Stammes Manazah. Beide Stämme waren, wie schon der Name andeutet, eng miteinander verwandt, hörten aber niemals auf, sich herüber und hinüber zu streiten. Kürzlich hatte ein Manazah einen Münazah ermordet. Das erforderte Blutrache. Der Blutpreis war zwar angeboten, aber nicht angenommen worden, und so standen Kämpfe bevor, die unserer Reise leicht hinderlich werden konnten, **[17]** da sie uns gerade mitten durch das Gebiet der beiden Stämme führte. Eine Umgehung war nicht möglich.

Eine Straße nach europäischen Begriffen gab es nicht. Wir folgten einem langgezogenen, schmalen Wasserlein, das gar nicht enden wollte, aber auch gar nicht breiter zu werden schien. Es tränkte hier und da einen Grasstreifen oder ein Gebüsch, aber ein Feld, einen Garten, ein Zelt oder gar ein Haus sah man nirgends. Man wohnte wegen der unaufhörlichen Kämpfe nicht am Wege, sondern man sah sich, obgleich man Besitzer war, gezwungen, sich wie ein Dieb oder Räuber zu verbergen. Man wohnte so fern wie möglich von oft betretenen Stellen. Hieraus ist es zu erklären, daß wir während des ganzen heutigen Tages noch keinen einzigen Menschen gesehen hatten. Erst jetzt, wo es um die Mitte des Nachmittages war, sahen wir plötzlich auf der nächsten Höhe links von uns einen Reitertrupp erscheinen. Er bestand aus zehn bis zwölf Männern, die stutzten, als sie uns bemerkten, dann trotz der Steilung im Galopp zu uns herunterkamen und uns umzingelten. Sie waren nach dortiger Art sehr gut bewaffnet. Einer von ihnen, der Älteste, fragte in strengem Tone, wer wir seien und wohin wir wollten. Ich antwortete:

„Wir kommen von Abd el Fadl, dem Fürsten von Halihm, und wollen nach dem Wadi Ahza, welches Ihr wohl kennen werdet.“

„Wir kennen es,“ nickte er, indem seine Haltung ehrerbietiger, sein Gesicht freundlicher und sein Ton höflicher wurde. „Es herrscht dort große Not, Krankheit und Hunger sind ausgebrochen. Da sendet Abd el Fadl, was er nur senden kann, um Trost und Hilfe **[18]** zu spenden, obgleich die Leute von Ahza nicht seines Stammes, sondern Fremde für ihn sind. Er ist ein Fürst nicht nur von Geburt, sondern auch ein Fürst der wahren Menschenliebe. Du kennst ihn also wohl?“

¹ „Vater der Güte.“

² Vgl. Mays Ges. Werke Bd. 31/32 „Ardistan und Dschinnistan.“

³ „Barmherzigkeit.“

„Ich bin ein Gast seines Hauses.“

Da legte er seine rechte Hand grüßend auf Brust, Mund und Stirn und sprach:

„So bitte ich dich, auch Gast bei mir zu sein! Wo wolltest du ruhen für heute?“

„Im Freien. An der Stelle, wo uns der Abend begrüßt.“

„So begrüße ich dich hiermit an dieser Stelle und biete dir mein Zelt zur Wohnung an. Ich bin Omar Ben Amarah, der Scheik der Münazah.“

Er hatte, während er mit mir sprach, mich nur einmal ganz flüchtig angesehen. Sein Blick wurde vielmehr von unseren edlen Pferden angezogen und richtete sich dann auf Merhameh. Ihr Auge begegnete dem seinen. Da führte er die Hand abermals vom Herzen bis zur Stirn empor und verbeugte sich, ohne zu wissen, wer sie war, er, der Orientale, für den es eigentlich eine Schande war, ein Weib überhaupt zu bemerken. Dann setzte er sich an die Spitze des Zuges; seine Leute warteten, bis wir ihm folgten und kamen dann hinter uns drein.

Es ging rechtwinkelig von unserer bisherigen Richtung ab, nach rechts hinüber. Er schaute sich nicht ein einziges Mal um, ob wir ihm folgten. Er ritt Galopp; wir galoppierten dem zufolge auch. Sein weißes Kopftuch flatterte. Der lange, volle Schweif seines Halbbluthengstes wehte hinter ihm her. So ging es eine Berglehne hinauf und drüben wieder hinunter, [19] wo ich an das Tal des Zab erinnert wurde. Da lagen steinerne Häuser und Hütten mit glatten Dächern weitem zerstreut, dazwischen Zelte von vieler Art der Farbe und des Baues. Das war wohl der Hauptort des Stammes. Es wohnten da viele Menschen. Die standen und schauten uns nach, als wir wie im Sturm vorüberflogen, durch den ganzen, lang gestreckten Ort hindurch, auf ein höher gelegenes, größeres Gebäude zu, um das mehrere kleinere Zelte standen, die augenscheinlich zu ihm gehörten. Das war die Residenz des Scheiks, der hier anhielt, vom Pferd sprang und, ohne zunächst uns andere zu beachten, zu Merhameh trat, um ihr vom Pferd zu helfen. Sie nahm dies als ganz selbstverständlich hin, obwohl sie sonst gewohnt war, sich ohne Hilfe herabzuschwingen.

„Welches ist das Zelt, in dem dein Harem seine Gäste unterbringt?“ fragte sie.

„Dort,“ antwortete er, nach der betreffenden Richtung deutend.

„So melde Eurer Herrin, wo ich bin!“

Nach diesen Worten schritt sie dem Zelte zu. Er schaute ihr mit großen Augen nach, legte die Hand an seine Stirn und sagte, wie zu sich selbst:

„Wo sah ich sie doch schon? Und wann?“

Er war ein Mann von über fünfzig Jahren, hoch und kräftig gebaut, mit vollem Bart und kühn geschnittenen, sehr sympathischen Gesichtszügen, bei jedem Schritt und bei jedem Wort von unverleugbarem Adel. Kurz und bestimmt erklangen die Befehle, die er den herbeieilenden Dienern gab, um für uns zu sorgen. Ich bekam mit Halef ein ganzes, sehr gut eingerichtetes Zelt angewiesen, neben dem es einen [20] besonderen, eingefriedigten Raum für unsere Pferde gab, für die man ebenso ausgiebig sorgte wie für uns selbst. Nur eine kurze halbe Stunde wurden wir uns überlassen, um uns zu waschen und von dem Staub der Reise zu reinigen. Dann wurde uns gemeldet, daß das Essen bereitet sei. Es verstand sich ganz von selbst, daß das sehr reichliche Mahl, welches uns dann geboten wurde, nicht in dieser halben Stunde herzustellen gewesen war. Man hatte es für einen schon vorher vorhandenen Zweck bestimmt, und wir waren nur durch das, was man den Zufall zu nennen pflegt, dazugekommen, mit daran teilzunehmen.

Der Bote, der uns holte, führte uns nach dem großen Innenhof des Hauses, der auf drei Seiten von Gebäuden eingefast wurde, auf der vierten aber offen stand. An diese Öffnung schloß sich eine Anhöhe, auf deren Kuppe ein kreisförmiger Ring von großen Steinen lag, die als Sitze zu dienen hatten. Das war jedenfalls der Gerichtsplatz des Ortes, an dem die Dschemma⁴ der Münazah ihre Sitzungen hielt. Wie es schien, war so etwas auch für heut geplant, denn die Anhöhe war von Menschen besetzt, die Wichtiges zu erwarten schienen, und das konnte doch wohl kaum nur unser Essen sein.

Im Hof war für das Mahl gedeckt, und zwar nicht auf Tischen, sondern an der Erde. Da lagen zwei große, aneinander geschobene Teppiche mit siebzehn Sitzkissen rund herum. Auf den Teppichen gab es geflochtene und metallene Platten und Unterlagen, die jetzt noch leer waren, doch standen die Diener bereit, die Speisen [21] zu bringen, sobald keiner der Gäste mehr fehlte. Geladen waren die zwölf Ältesten des Stammes, Merhameh, Halef und ich. Die Ältesten waren vollständig versammelt; der Scheik stand bei ihnen.

⁴ Versammlung der Ältesten.

Und eben als ich mit Halef in den Hof trat, kam auch die Frau des Scheiks mit Merhameh herbei. Bei den Münazah war es den Frauen also nicht verboten, sich unverschleiert zu zeigen und an den Mahlzeiten der Männer teilzunehmen. Der Scheik stellte uns zunächst seine Frau und dann die Ältesten vor. Die Frau war in feines, indisches Linnen gekleidet. In ihrem Haar glänzten goldene und silberne Ketten und Münzen. An ihren Hand- und Fußgelenken klirrten schwere Spangen. Man sah ihr an, daß sie stolz auf diese Schmuckstücke war und ebenso wohl auch auf die hohe, achtungsgebietende Gestalt, durch die sie sich vor den andern Frauen, die wir sahen, auszeichnete. Dennoch richteten sich aller Augen nicht auf sie, sondern auf Merhameh, die zwar in einfachen billigen Stoff gekleidet und ohne jedweden künstlichen Schmuck an ihrer Seite stand, aber trotz alledem nicht weniger Eindruck machte.

Die Vorstellung geschah in orientalisches würdevoller Weise, mit Nennung aller möglichen Vor-, Zu- und sonstigen Verwandtschaftsnamen. Ich hatte sie natürlich zu erwidern. Ich tat dies, indem ich nicht von oben anfang, nämlich bei Merhameh, sondern von unten, bei Halef. Als die Münazah seinen langen Namen erfuhren, und daß er der vielgenannte Scheik der Haddedihi sei, sahen sie ihn schon mit anderen Augen an als bisher. Über mich ging ich schnell hinweg, indem ich nur sagte, daß ich ein Effendi aus Deutschland sei.

[22] „Aus Dschermanistan bist du?“ fragte der Scheik. „Das kenne ich! Da wohnen viele gelehrte Menschen und viele Christen, die wirklich Christen sind. So ist es kein Wunder, daß du Gast im Hause Abd el Fadls geworden bist. Kennst du Merhameh, seine Tochter?“

„Ja.“

„So meint es Allah gut mit dir. Denn wer sie kennt, dem ist die Erinnerung an sie wie immerwährender Sternenglanz oder wie erquickender Rosenduft, der nie vergeht. Ich sah sie nur einmal. Sie war noch ein Kind, vielleicht zwölf Jahre alt. Das war beim damaligen Mir von Ardistan. Wir hatten uns gegen ihn empört und waren in seine Hand geraten, mein Vater, mein Bruder und ich. Unser Leben war verwirrt. Wir sollten erschossen werden. Schon standen wir auf dem Richtplatz. Rund um uns saßen die Richter auf den Steinen, bei ihnen der Mir, der nur die Hand zu erheben brauchte, so hätten die Schüsse gekracht. Da kam Merhameh, das wunderbare Kind, herbeigesprungen und hielt ihm diese Hand. Sie sprach zu ihm, wie nur die Engel sprechen. Sie bat, wie nur die Erde bittet, wenn sie um Regen auf zum Himmel schmachtet. Sie griff ihm mutig in das harte Herz. Sie rang mit ihm. Nicht wie ein Kind, wie eine Riesin kämpfte sie für uns. Und daß ich dir es heute erzählen kann, Effendi, ist der Beweis, daß er, der Mächtige, der Starke, der Tyrann, ihr unterlag. Sie siegte. Er gab uns frei! Es war das erste und das letzte Mal, daß ich sie sah. Ob ich sie wiedererkennen würde, wenn sie mir heute begegnete, das weiß ich nicht. Ich glaube, kaum. Denn ihr schönes, liebes Kinderantlitz hat in mir die Züge eines Wesens angenommen, das niemand, auch ich selbst nicht mehr, **[23]** mit dem Auge des Körpers erfassen kann. Darum bitte ich dich, Effendi, sie mir zu beschreiben. Wie ist ihr Gesicht jetzt? Ihre Haltung, ihr Gang, ihre Stimme? Hat sie vielleicht von uns gesprochen, oder –“

„Nein,“ unterbrach ich ihn. „Sie spricht niemals von dem, was sie tat und gab. Man kann es nur, wie auch jetzt, von andern Leuten hören. Aber die Beschreibung sollst du haben. Und zwar eine so lebendige und so treffende Beschreibung, daß du gewiß überzeugt sein wirst, die Person vor dir zu haben. Ich bin ja noch nicht fertig, dir zu sagen, wer wir sind. Schau, hier steht Merhameh, die Tochter meines Freundes Abd el Fadl, des Fürsten von Halihm!“

Er trat in höchster Überraschung einige Schritte zurück, schaute die Errötende mit frohem Auge an und rief:

„Maschallah! Welch ein Wunder, und doch kein Wunder! Also darum, darum kamst du mir sogleich bekannt vor! Und darum, darum mußte ich dich grüßen, obgleich ich gar nicht wollte! Du bist's, du bist's; jetzt sehe ich es erst! Meine Retterin! Die Retterin meines Vaters, meines Bruders!“

Er trat auf sie zu, beugte sich vor ihr bis auf die Erde nieder, küßte den Saum ihres Gewandes und fragte:

„Weißt du noch, was ich dir versprochen? Was wir dir nachriefen, als du davon eiltest, um unserem Dank zu entfliehen?“

„Ja,“ lächelte sie, indem sie ihn zwang, sich wieder aufzurichten.

„So sage es mir! Sage es mir wörtlich!“

[24] „Dein Vater rief: Bitte dereinst von mir, was du willst, es soll dir werden! Du riefst: Es soll dir von mir und meinem Stamm werden, es sei, was es sei! Und Dein Bruder rief: Es soll dir von uns allen werden, es sei Leben oder Tod! Du hörst, ich weiß es noch.“

„Ja, du weißt es noch. So sagten wir wörtlich. Und was wir versprechen, das ist, als ob es Allah versprochen worden sei. Mein Vater starb; mein Bruder – – –“ er hielt inne, fuhr aber dann fort: „Mein Bruder ist nun auch tot; aber ich bin ihr Erbe; ich habe auch ihr Versprechen geerbt und muß es nun dreifach halten.“

Er wendete sich zu den Ältesten, indem er fortfuhr:

„Meine Ehre ist auch Eure Ehre. Ich weiß, der ganze Stamm tritt für unser damaliges Versprechen ein. Ist es so oder nicht?“

„Es ist so! Wir halten es! Wir treten ein!“ rief es im Kreise der zwölf Stammesrichter, und sie alle näherten sich Merhameh, um nach dem Beispiel ihres Scheiks den Saum ihres Gewandes zu küssen.

Daß wir unter diesen Umständen das Mahl in sehr gehobener Stimmung begannen, ist selbstverständlich. Merhameh wurde hoch geehrt. Es war, als ob eine Königin unter uns sitze. Sie wurde von zwei Söhnen des Scheiks, die schon über zwanzig Jahre zählten, persönlich bedient, nahm dies aber so anspruchslos entgegen, daß sie mit dieser Bescheidenheit den aufkeimenden Zorn der Frau des Scheiks entwarfnete. Welchen Zweck diese Versammlung ursprünglich und eigentlich hatte, das erfuhren wir während des Essens nicht; aber es mußte etwas sehr Wichtiges sein, denn es versammelten sich draußen immer mehr Leute, **[25]** aber lauter Erwachsene; kein einziges Kind war dabei. Dann aber, als wir zu Ende waren und uns die Hände mit zerschnittenen Zitronen gewaschen hatten, teilte uns der Scheik mit, daß es sich um einen Akt der Gerechtigkeit, um die Vollstreckung einer Strafe handle.

„Wir haben eine Blutrache gegen den Stamm der Manazah,“ sagte er. „Der Bruder des Scheiks der Manazah hat meinen Bruder erschossen, nicht aus Versehen, sondern mit Absicht, aus dem Hinterhalt, einer elenden Beute wegen. Darum wurde den Manazah der Friede aufgesagt. Wir haben einen Hinterhalt gelegt, um den Mörder abzulauern. Es ist uns gelungen, ihn gefangen zu nehmen, heut wird er erschossen, grad in dem Augenblick, an dem die Sonne untergeht. Das ist die von der Natur vorgeschriebene Zeit der Beendigung des Lebens. Zu diesem Zwecke sind wir hier versammelt. Seht, da bringt man ihn!“

Zwei Münazah brachten den Gefangenen aus dem Hause, wo er eingesperrt gewesen war. Er sollte hinaus nach der Gerichtsstelle geschafft und dort erschossen werden. Das Urteil war schon gesprochen. Er hieß Ali Ben Masuhl und war ein hagerer, dünnbärtiger Mann, eine echte Beduinengestalt, im Alter von zwischen vierzig und fünfzig Jahren. Als er an uns vorüberkam und die beiden Frauen sah, riß er sich für einige Augenblicke von seinen Begleitern los, sprang auf die Frau des Scheiks zu, faßte mit den beiden gefesselten Händen den Ärmel ihres Gewandes und rief:

„Beschütze mich; beschütze mich; beschütze mich!“

[26] Nach dieser Berührung, die nicht verhindert worden war, und der dreimaligen Aufforderung, ihn zu beschützen, war sie nach den Gesetzen des Landes verpflichtet, alles daran zu setzen, um seinen Tod zu verhüten. Auf diese Weise retten sich Verurteilte, wenn ihnen keine andere Hoffnung bleibt, zuweilen noch in den Schutz der Frauen, der von den Männern ganz unbedingt beachtet werden muß. Diese Frau aber riß sich von ihm los, streckte beide Arme abwehrend gegen ihn aus und antwortete:

„Fort mit dir! Stirb, und verflucht sei deine Seele!“

Da trat er von ihr weg und ließ sich wieder ergreifen. Der Blick, den er auf sie warf, schauert mich noch heut! Und noch jemand trat von ihr weg, nämlich Merhameh. Sie sagte kein Wort, aber sie hat, so lange wir noch bei den Münazah waren, keinen einzigen Blick mehr auf dieses kalte, erbarmungslose, goldgeschmückte Weib geworfen. Sie ging langsamen Schrittes dem Richtplatze zu, ganz allein. Wir beide, Halef und ich, folgten hinter ihr her. Man machte uns ehrerbietig Platz, denn es hatte sich blitzschnell herumgesprochen, wer sie war.

Der Scheik bildete mit seinen zwölf Ältesten den Kreis, in dem sie sich auf die schon erwähnten Steine setzten. Ali Ben Masuhl wurde in die Mitte dieses Kreises gestellt, mit dem Angesicht nach der untergehenden Sonne gerichtet. Er stand fest und aufrecht. Es war nicht das geringste Zeichen von Todesfurcht an ihm zu bemerken. Ihm gegenüber, außerhalb des Kreises, hockten die drei gewöhnlichen Münazah, die ihn zu erschießen hatten. Wir drei, Merhameh, Halef und ich ließen uns auf drei freigebliebene Sitze nieder. Rund **[27]** um uns saß oder lag das Volk, die Augen nach dem verhängnisvollen Platz zugewendet. Es wurde gewartet, bis der untere Rand der Sonnenscheibe den Horizont beinahe berührte. Da erhob sich der Scheik, um zu sprechen. Er hielt eine kurze, sachgemäße, von allen sonst gebräuchlichen Schimpf- und Schandwörtern freie Rede über die zwischen den beiden Stämmen herrschende Feindschaft,

über die Ermordung seines Bruders, über die Ergreifung des Mörders und das ausgesprochene Todesurteil. Dann fragte er Ali Ben Masuhl, ob dieser den Beistand des Imahm⁵ verlange oder vor seinem Tod sonst noch einen Wunsch habe. Der Gefragte bat, ihm seinen muhammedanischen Rosenkranz aus der Tasche zu nehmen und in die Hand zu geben. Weiter wolle er nichts. Dann möge man schießen.

„Es ist nicht wünschenswert, auf einer Erde weiter zu leben, auf der nicht einmal mehr das Weib Erbarmen hat,“ fügte er hinzu.

„Hattest du Erbarmen mit meinem Bruder?“ fragte der Scheik, indem er nach der Sonne sah, die schon zur Hälfte verschwunden war.

Schon setzten sich die drei Schützen fest in die Knie, legten die Gewehre an, um sicheres Ziel zu nehmen. In der nächsten Minute mußte das Kommando fallen. Da stand Merhameh von ihrem Sitz auf und rief:

„Halt! Noch gibt es auf dieser Erde Frauen, in deren Herzen das Erbarmen wohnt. Und noch gibt es auf ihr Männer, deren Wort so heilig ist wie Allahs Schwur!“

[28] Sie zog mir das Messer aus dem Gürtel, ging auf den Verurteilten zu, stellte sich grad vor ihn hin und sprach, an den Scheik gewendet, mit erhobener Stimme:

„Grad so wie hier war es bei dem Mir von Ardistan: Rundum die Richter sitzend und er bereit, das letzte Wort, das Todeswort, zu sprechen. Da sandte mich Allah zu Eurer Hilfe und gab mir Worte und Begeisterung, das harte Herz des Herrschers zu erweichen. Ihr wurdet frei. So sei auch dieser frei! Ich fordere ihn von dir, von euch, vom Stamm der Münazah. Ich halte euch bei jenen drei Versprechen, die ihr mir damals nachgerufen habt und heute wiederholtet! Seid Ihr etwa gewillt, sie mir zu brechen?“

Sie sah sich im Kreise um. Niemand antwortete. Ich hatte das, was sie tat, erwartet. Diesen Leuten aber kam es so überraschend, daß sie zunächst nicht wußten, was sie sagen sollten. Da schnitt sie dem Gefangenen die Fesseln durch, so daß er die Hände frei bekam, brachte ihn zu mir herbeigeführt, gab mir mein Messer wieder und sprach, so daß die Richter alle es hörten:

„Ich übergebe ihn dir, Effendi, doch nur einstweilen. Führe ihn von dieser Stelle fort, und beschütze ihn. Ich fordere ihn von dir zurück, so heil, wie ich ihn dir jetzt übergebe!“ – – –

Ein sprühendes Leuchten zuckte im Westen auf, um funkelnd nach dem Osten hin zu grüßen. Die Sonne war verschwunden, doch Ali Ben Masuhl lebte noch. Tiefe Stille herrschte rundum. Ich nahm ihn bei der Hand, um mich mit ihm zu entfernen. Jeder hatte gesehen, was geschehen war, aber keiner wagte es, **[29]** sich ihm und mir entgegenzustellen. Man machte uns Platz, erstaunt, betroffen, zögernd, aber dennoch! Da erklang hinter uns die laute Stimme des Scheiks. Das lenkte die Aufmerksamkeit von uns ab auf ihn. Wir erreichten unangefochten unser Zelt. Halef kam hinter uns her.

„Allah sei Dank!“ sagte er. „Hier bei unseren Pferden und Waffen haben wir nichts zu fürchten. Ich werde sofort satteln, um für alles gerüstet zu sein.“ Und sich an Ali Ben Masuhl wendend, fügte er hinzu: „Fürchte nichts! Hier bist du so sicher wie im Schoße Abrahams. Du stehst unter einem Schutz, der stärker ist als die Macht und Tapferkeit aller Münazah zusammen.“

Nach diesen Worten ging er in die Hürde zu den Pferden. Der vom Tod errettete Manazah schien gar nicht auf das, was Halef gesagt hatte, zu achten. Er stand hochaufgerichtet und lauschend, und schaute nach der Höhe zurück, auf der jetzt, wie wir deutlich hörten, Merhameh zu der Versammlung sprach. Zwar konnten wir ihre Worte nicht verstehen, aber ihre Gestalt und jede ihrer Bewegungen zeichneten sich um so genauer und bestimmter vom leuchtenden Hintergrund des Himmels ab. Die Höhe des Richtplatzes lag nach uns herüber schon im Dämmerlicht; ihre von uns abgewandte Seite aber stand im vollsten, schönsten Glanz des Abendrotes. Die Hunderte der Münazah, die am untern Teil des Abhanges lagerten, wurden von keinem Strahl mehr getroffen. Die Ältesten aber hoch auf der Höhe saßen still wie in goldener Flut; um die ragende Gestalt des Scheiks zuckten diamantene Funken, und Merhameh, die auf einen der Sitzsteine gestiegen war, **[30]** um weiter hin gesehen und gehört zu werden, schien nicht mehr ein irdisches Geschöpf, sondern ein Wesen aus jener Welt zu sein, in deren Licht sie jetzt zum Volk sprach. Ihre Linien waren in rosigen Äther getaucht. Ihr Gewand erglänzte, wenn sie im Sprechen sich bewegte, je nachdem seine Falten nach der Licht- oder nach der Schattenseite fielen, bald in purpurnen, bald in silberblauen Tönen. Ihr dunkles, nur im Nacken zusammengehaltenes, sonst aber frei, offen und lang herabwallendes Haar schien im Luftzuge

⁵ Geistlichen.

wie von unzähligen Rubinen und Smaragden übersät. Und als jetzt eine leichte Wolke sich wie ein Schleier durch das Leuchten zog, hatte es den Anschein, als ob das schöne Fürstenkind von der Erde hinweggenommen werden solle, um mit dem Abendrot im Jenseits zu verschwinden.

Nicht nur ich allein fühlte den tiefen Eindruck dieser so wunderbar bewegten Gestalten, Linien und Farben; sie wurden auch von dem neben mir stehenden Manazah empfunden. Er wendete kein Auge davon ab, holte tief, sehr tief Atem und fragte:

„Wer ist dieses Kind, dieses Mädchen, dieses Weib? Dieses schöne, fremde Wesen, das ich noch nie gesehen habe und dem doch die Münazah alle gehorchen?“

„Es ist Merhameh, die Tochter des Fürsten von Halihm“, sagte ich.

„Merhameh, die Barmherzige?“ fragte er, indem sein Auge leuchtete und sein Gesicht einen ganz andern Ausdruck annahm. „Sie, sie, die in den Herzen aller Menschen und in den Versen aller Dichter lebt? Allah, ich danke dir, daß du es mir vergönntest, sie zu sehen, den Blick ihres Auges und den Ton ihrer Stimme in **[31]** mich aufzunehmen! Nun bin ich frei, frei, frei! Kein Münazah kann ihr widerstehen!“

Er setzte sich vor unserm Zelt nieder, und ich nahm an seiner Seite Platz. Halef war mit dem Satteln der Pferde schnell fertig, legte unsere Gewehre zurecht und gesellte sich dann zu uns. Unweit unseres Zeltes gab es in einer weiteren Hürde eine prächtige Asfar-Stute⁶, die reines, edles Blut zu sein schien. Ich machte Ali Ben Masuhl darauf aufmerksam, daß er möglicher Weise schnell ein Pferd brauche, um zu fliehen, und zwar unter unserm Schutze. Da deutete er nach der erwähnten Hürde und sagte:

„So werfe ich mich auf das beste Pferd des ganzen Stammes, welches du dort stehen siehst. Da holt mich keiner ein. Das meinige ist für jetzt unbrauchbar. Es erlahmte unterwegs an einer Verletzung des Hufes. Das war der Grund, daß es den Münazahs möglich wurde, mich zu fangen. Aber ich glaube nicht, daß ich zu fliehen habe. Wen Merhameh beschützt, den zwingt kein Mensch zur Flucht.“

Er begann, von ihr zu erzählen. Er hatte dabei eine ganz eigene Art, sich auszudrücken. Er sprach nicht nur gut, sondern auch begeistert, und in Wendungen, die nur auf der Zunge eines Dichters üblich sind. Sein Gesicht verklärte sich. Er stieg in unsern Augen dabei nicht nur äußerlich, sondern auch innerlich an Wert. Er war keinesfalls ein gewöhnlicher Mensch.

Inzwischen brach der Abend herein, aber es war ein heller Abend. Der Mond hatte schon längst am Firmament gestanden und schien nur auf den Sonnenuntergang **[32]** gewartet zu haben, um zu beweisen, daß auch er ein Spender des Lichtes sei. Man weiß, daß er schon seit undenklichen Zeiten zu der über den ganzen, nächtlichen Himmel verbreiteten Sekte der Magier gehört und in allem, was er tut, zur Heiligung und zur Andacht neigt. So erteilte er auch dem vor uns liegenden Richtplatz und dem, was jetzt dort geschah, jenen geheimnisvollen, magischen Schimmer, der uns zu der Empfindung erhob, daß es sich hier nicht um das kleine Schicksal zweier unbedeutender Beduinenstämme, sondern um eine Darstellung großer, allgemeiner Menschheitsschicksale handle.

Da sahen wir, daß Merhameh die Höhe verließ. Sie kam zu uns hernieder. Ali Ben Masuhl sprang auf und holte ein Kissen aus dem Zelt für sie. Sie verschmähte es nicht, sich darauf niederzulassen. Er aber blieb stehen, an die Stange des Zeltes gelehnt, obgleich sie ihn mit der Hand wiederholt aufforderte, sich wieder niederzusetzen. Sie berichtete:

„Ich habe zu ihnen gesprochen. Ich habe ihnen alles gesagt, was das Menschenherz zu solchem Mord und Frevel zu sagen hat. Nun beraten sie. Der Scheik ist gewonnen. Er wird kommen und uns das Ergebnis mitteilen.“

Hierauf wendete sie ihr Gesicht dem neben ihr Stehenden zu, schaute freundlich zu ihm auf und fragte:

„Ich kenne einen Dichter Ben Masuhl. Aber weder die Münazah noch die Manazah scheinen ihn zu beachten. Ist er vielleicht dir bekannt?“

„Ich bin's,“ antwortete er einfach. „In der Ferne liebt man mich. In der Heimat will mich keiner.“

[33] Also darum wußte er so genau, daß Merhameh „in den Versen aller Dichter lebt“! Sie senkte den Kopf und schwieg eine kleine Weile. Dann sagte sie:

„So kann nicht ich, sondern nur du allein kannst dich retten – – – wenn Allah es will! Begreifst du das?“

„Nein,“ antwortete er.

⁶ Isabellfarben.

„Du wirst es begreifen lernen, so du wirklich Dichter bist. Die Zeiten sind vorüber, in denen die Poesie des Raubes und des Mordes durch die Steppen ritt und unter den Zelten der Wüstenstämme lagerte. Kein Räuber und Mörder darf sein Gesicht mehr hinter der Heldenlarve verstecken. Du bist jetzt Dichter und Mörder, aber nicht mehr Dichter und Held. Und wo Menschen dir verzeihen, darf Allah dir nicht verzeihen. Merke dir eines: Die Gnade und Barmherzigkeit ist nur für innerlich kleine Leute; wer aber groß zu denken und groß zu werden hat, der bleibt der göttlichen Gerechtigkeit nicht einen Para schuldig. Ich kann dich heut nur körperlich befreien, doch vor Allah bist du Gefangener, bis du bezahlst, was du ihm schuldig bist. Dichter müssen groß sein; vor allen Dingen in sich selbst. Wer so, wie sie, das edelste Gold und die herrlichsten Diamanten aus voller freier Hand verschenkt, hat nicht das Recht, der Schuldner Gottes zu sein. Darum frage ich dich noch einmal: Ist dir der Dichter Ben Masuhl bekannt? Bist du es wirklich? Oder bist Du es nicht?“

Er war still. Es verfloß eine längere Zeit im Schweigen. Dann holte er tief Atem und sprach:

„Allah sei es, der entscheidet und dir beantwortet, was du mich fragst!

[34] Da machte sich oben auf dem Gerichtsplatze eine Bewegung bemerklich. Die Beratung war zu einem gewissen Abschluß gelangt. Der Scheik kam herab, um ihn uns mitzuteilen. Man war damit einverstanden, daß Ali Ben Masuhl freizugeben sei, sofort und vollständig frei, aber nur, um das Versprechen einzulösen, das man Merhameh beim Mir von Ardistan gegeben hatte. Die Todfeindschaft mit den Manazah aber solle bestehen bleiben, der Kampf mit ihnen beginnen. Da erhob sich Merhameh von ihrem Platz.

„Komm wieder mit hinauf!“ bat sie den Scheik. „Wenn die Barmherzigkeit durch Liebe nichts erreicht, kann sie auch drohen. Wenn sich die Münazah etwa für Götter halten, muß ich ihnen zeigen, daß sie Menschen sind! Die umliegenden Völker sind es müd geworden, nur immer die Waffen klirren zu hören. Ich habe zu warnen! In kurzer Zeit bin ich wieder hier und werde dann sofort zur Ruhe gehen, denn morgen brechen wir beizeiten auf. Sagt, bitte, das dem Diener!“

Sie kehrte mit dem Scheik nach der Höhe zurück. Halef holte den Diener, der ihr im Zelt die Lagerstatt bereite und sich dann vor den Eingang niederlegte, um, selbstlos wie ein wachsam treuer Hund, ihr Schutz und Schirm zu sein. Als droben ihre Stimme wieder erklang, war es ein sehr energischer Ton, in dem sie sprach: das hörten wir. Und, wie sie gesagt hatte, kam sie sehr bald wieder. Sie gab uns allen dreien die Hand, uns gute Nacht zu sagen, und fügte hieran den Bescheid:

„Es ist erreicht. Ich habe ihnen die Folgen gezeigt. Bei wem vorher das Herz nicht zu rühren war, bei dem wirken nun die Einsicht und der Verstand.“

[35] Sie zog sich in ihr Zelt zurück, und kaum war dies geschehen, so verteilten sich die Ältesten unter das Volk, um die Nachricht zu verbreiten, daß Friede zwischen den Münazah und Manazah gefordert werde und von den mächtigen Nachbarstämmen gedroht worden sei, daß sie sich diesen Frieden nötigenfalls erzwingen. Dann ergoß sich das Volk unter lärmenden Rufen von der Höhe in das Tal, um heimzukehren. Wir aber erhielten diese Kunde von dem Scheik selbst, der sich in diesen Ausgang der Sache vollständig gefunden hatte, obgleich, wie ich nach und nach immer deutlicher merkte, der Grund alles Übels in seinem eigenen Hause lag, in seiner eigenen, herrschsüchtigen, stolzen – – – Frau!

Wir gefielen ihm, und er uns auch. Er lud uns nicht zu sich, sondern sich zu uns in unser Zelt, wo wir bis nach Mitternacht bei der Wasserpfeife und beim einfachen Spätessen saßen und uns lebhaft unterhielten. Nicht etwa über gewöhnliche Dinge, o nein! Sondern über Fragen, die teils nach der Tiefe, teils nach der Höhe forschen. Der Morgenländer liebt es ganz besonders, sich mit derartigen Dingen zu beschäftigen, während der Abendländer sie am liebsten dem Fachgelehrten oder Fachbeamten überläßt. Im Lauf dieser Unterhaltung zeigte sich der Scheik als ein wohlunterrichteter, vorurteilsfreier Mann, der einem einmal gefaßten Entschluß die beste Seite abzugewinnen wußte. Nun man sich einmal für die Aussöhnung der beiden Stämme entschieden hatte, war er auch gleich ganz Feuer und Flamme dafür und zu jedem hierauf bezüglichen Entgegenkommen bereit. Er befreundete sich mit seinem bisherigen Gefangenen in ebenso schneller **[36]** wie aufrichtiger Weise, zumal wir beide, Halef und ich, alles Mögliche taten, diesen Friedensschluß zu beschleunigen. Hierbei wurde der Bruder unsers Dichters, nämlich der Scheik der Manazah, des öfteren erwähnt, und da hörten wir leider, daß er ein harter, eigenwilliger Mann sei, bei dem es wohl nicht ohne innere Kämpfe hergehen werde, sich für die Beendigung der Feindschaft zu entscheiden. Er schien in jeder Beziehung ein ausgesprochen selbstsüchtiger Mensch zu sein und an seinem ganzen seelischen Körper nur einen einzigen, warmen sympathischen Punkt zu besitzen, und das war die Liebe zu

seinem Bruder, demselben der heute abend hier bei uns saß. Auf diesen einzigen Punkt allein konnte sich die Hoffnung gründen, daß der Frieden zwischen den beiden Stämme zu ermöglichen sei.

Ali Ben Masuhl stimmte auch ganz für diese Aussöhnung; er hatte ja an sich selbst erfahren, wohin die Feindschaft führt; aber er war stiller als der Scheik. Die ihm angeborene, schöne Begeisterungsfähigkeit trat heut hinter den Ernst der Gedanken zurück, die Merhameh in ihm ins Leben gerufen hatte. Sie füllten ihn innerlich aus, das sah man ihm an, und diese Einkehr in sich selbst ließ ihn so seelisch bedrängt, so rührend hilfsbedürftig erscheinen, daß ich mich herzlich zu ihm hingezogen fühlte. Ganz ebenso erging es dem Scheik, der während des Gespräches sehr oft, ohne eigentlich zu wollen, seine Hand ergriff, um sie ihm zu drücken.

Was uns selbst nun im besonderen betrifft, so war unsere Abreise für den zeitigen Morgen beschlossen. Der Scheik der Münazah bat, uns bis an die Grenze [37] seines Gebietes begleiten zu dürfen. Dann sollten wir für morgen abend die Gäste der Manazah sein, mit deren Scheik er den Friedensabschluß besprechen wollte, und hierauf sollten wir von unserm Dichter und seinem Bruder bis an die Weideplätze des nächsten Stammes unter Schutz genommen werden. Wie gut und aufrichtig der Scheik es mit seinem bisherigen Todfeind meinte, war daraus zu ersehen, daß er, als dieser sein lahm gewordenes Pferd erwähnte, zu ihm sagte:

„Das kannst du natürlich nicht reiten. Es bleibt hier bei mir, bis sein Huf gesundet ist. Ich borge dir meine Isabelle. Sie ist das Köstlichste, was ich besitze. Du siehst, ich habe dich lieb.“

Als wir dann auseinandergingen, hörte ich, daß Ali Ben Masuhl auch eines der leeren Zelte angewiesen bekam. Später aber trat ich, ehe ich mich niederlegte, noch einmal vor das meinige, um nach dem Wetter auszuschaun, und da sah ich, daß er auf das Zelt verzichtet hatte und demjenigen von Merhameh gegenüber an der Mauer des Hauses saß, um kein Auge von dem Dach, unter dem sie ruhte, zu verwenden. Halef sah das auch und sagte:

„Seine Seele spricht mit ihrer Seele. O, Effendi, wenn die Menschen doch wüßten, wie heilig so ein inneres Leben ist!“

Die Sonne war eben aufgegangen, als wir am nächsten Morgen das Dorf Omar Ben Amarahs verließen. Ja, sie war zwar aufgegangen, aber wir sahen sie nicht. Sie verbarg sich hinter einem häßlichen, dicken, [38] schmutzig gelbroten Schleier. Wir hatten einen jener bösen Tage vor uns, an denen die Luft mit feinstem Sand geschwängert ist, und man sich Auge, Mund und Ohr verhüllen muß, um diese edlen Organe zu schützen. Darum steckten wir alle so tief in unsern Mänteln, daß von uns fast nichts zu sehen war als eben nur diese Mäntel. Und das hielt nicht nur den ganzen Tag an, sondern es verschlimmerte sich am Nachmittag so, daß wir unsere Pferde öfters ruhen lassen mußten und nur ganz langsam vorwärts kamen. Es war ein Tag, wie gerade dazu gemacht, daß ein großes schweres Unglück an ihm geschehe. Darum war ich gestern, ehe ich mich schlafen legte, noch einmal aus dem Zelt getreten, um nach dem Himmel zu sehen. Jedes Wetter schickt für den, der es fühlt, seine Vorahnung voraus.

Merhameh hielt sich wacker. Diese schwere Atmosphäre schien ihr leichter zu werden als uns Männern. Sie ritt während der ganzen Zeit fast stets zwischen dem Scheik und Ali Ben Masuhl, der, wie verabredet worden war, auf der isabellfarbenen Stute saß, und unterhielt sich mit ihnen, so gut es eben bei der dichten Verhüllung ging. Später erfuhr ich von dem Scheik, daß es nur kurze Fragen und kurze Antworten gewesen waren, aber von heiligem, edlem Klange. Wenn wir einmal anhielten und ich einen Blick auf Ben Masuhl bekam, fiel mir das tiefe, schwärmerische Leuchten seines Auges auf. Weil diese drei zusammen hielten, war ich auf meinen Halef angewiesen, doch gönnte ich den beiden Männern unsere herrliche Merhameh von ganzem Herzen. Ihr Diener kam mit einer kleinen Schar von Münazah, bei denen sich drei Älteste befanden, hinterher. [39] Diese drei sollten sich an der Friedensbesprechung mit dem Scheik der Manazah beteiligen.

Der Sand belästigte unsere Pferde so sehr, daß wir darauf verzichten mußten, das eigentliche Ziel unseres heutigen Rittes zu erreichen. Es wurde beschlossen, die Nacht beim Grabe eines muhammedanischen Heiligen zuzubringen, das fast genau an der Grenze zwischen den Gebieten der beiden Stämme lag, und zwar in einem kleinen Wäldchen, in dem man einigermaßen Schutz vor dem Wetter finden konnte. Es war am späten Nachmittag, als wir die Gegend, in der das Grab lag, erreichten. Wir konnten es nicht von weitem sehen. Wir befanden uns in einer vielgewundenen Felsenschlucht, und als wir um eine dieser Windungen bogen, stand es ganz plötzlich vor uns, zweihundert Schritte entfernt, eine enge Tür, vier weißgetünchte

Mauern, ein plattes Dach darauf und im Innern nichts, als nur die kahlen Wände. Auf beiden Seiten und hinten wurde es von spärlichen Sykomoren, Schwarzhölzern und dürrem Gestrüpp eingefasst. Wir lenkten nach ihm ein. Das Gebäude bot uns Unterkunft für Merhameh, und wir Männer fanden wohl im Wäldchen alle Platz. Der Scheik, Ben Masuhl und Merhameh ritten auch jetzt voran. Wir sahen keinen Menschen. Da aber trat aus der Tür des Grabes eine hohe, männliche Gestalt mit einem Gewehr in der Hand. Sie hob den Arm und rief uns entgegen:

„Seid begrüßt, ihr Münazah! Sei begrüßt, Omar Ben Amarah, du Mörder meines Bruders! Ich bin Hassan Ben Masuhl, der Scheik der Manazah, und fordere deine Seele. Drauf, Ihr Krieger, drauf! Fangt sie lebendig, alle, alle!“

[40] „Halt, halt! Du irrst!“ rief ich ihm schnell zu.

Aber schon hatte er sein Gewehr angelegt, der Schuß krachte, und der, den er für den Scheik der Münazah hielt, weil er auf der Isabella saß, bekam einen Ruck, warf die Arme in die Luft und glitt vom Pferde. Zu gleicher Zeit kam hinter dem Wäldchen, wo sie versteckt gewesen war, eine Schar von wohl sechzig Reitern hervor, die uns umzingelten. Zu einem Kampf aber kam es nicht, denn es fiel keinem von uns ein, sich zu wehren. Es gab weiter nichts als ein ungefährliches, schnell vorübergehendes Gewühl; dann hielt ein jeder still auf seinem Tier. Die Feinde waren überrascht von unserer Ruhe. Ihr Anführer kam herbei, ganz ebenso überrascht. Der Scheik der Münazah ritt ihm einige Schritte entgegen, warf sich die Kapuze aus dem Gesicht und fragte:

„Deine Kugel galt wohl mir?“

„Du, du?“ rief der unglückliche Schütze betroffen. „Omar Ben Amarah! Du lebst?“

„Ich lebe noch! Bitte Allah, daß auch dieser lebt! Geh hin, und schau ihn an!“

Er deutete auf den Verwundeten, der vom Pferd geglitten war und an der Erde lag. Ich kniete schon bei ihm und öffnete ihm den Mantel, die Jacke und die Weste. Die Augen waren geschlossen. Die tödliche Wunde lag in der Nähe des Herzens. Sie blutete nicht.

„Mein Bruder, mein Bruder!“ schrie der Scheik der Manazah, als er sah, auf wen er geschossen hatte.

Er wollte sich auf ihn werfen; ich aber schob ihn zurück und befahl:

[41] „Schweig! Jammere nicht! Und rühre ihn nicht an! Du hast nur allzu gut getroffen. Raube ihm nicht die letzten Augenblicke, die ihm noch bleiben! Folge uns! Komm, Halef, faß mit an!“

Halef war der einzige, auf dessen Geschicklichkeit ich mich verlassen konnte. Er sprang vom Pferd. Wir nahmen den Verletzten vorsichtig auf und trugen ihn in das Innere des Grabes. Dort legten wir ihn nieder. Die Kugel war ihm durch und durch gegangen. Am Rücken floß Blut. Sein Bruder folgte, zusammengebückt wie ein Träumender. Hinter ihm kam der Scheik der Münazah, dem der Schuß gegolten hatte. Ich führte die beiden Todfeinde zu dem Sterbenden hin und ging dann nach der Tür, um Merhameh herbeizuwinken. Sie kam. Ihr Gesicht war bleich, aber ihr Auge groß, voll tiefen Glanzes und still.

„Soll ich dabei sein?“ fragte sie.

„Du vor allen Dingen,“ antwortete ich. „Komm her zu ihm, damit sein letzter Blick dich gleich zuerst erfasse!“

Sie tat es. Sie kniete bei ihm nieder. Wir warteten. Draußen waren die Reiter alle abgestiegen. Die Münazah und die Manazah standen leise flüsternd bei einander. Ein einziger Schuß hatte diese flüsternde Ruhe hervorgebracht. Die einen erfuhren von den andern, wie grundlos dieser Schuß gewesen war.

Schmutzig gelb, fast zu greifen, wälzte sich draußen die sandige Luft vorüber. Todesfahl drang das dicke Licht wie ein schadenfrohes Grinsen zur schmalen Tür herein. Schon gestern sollte er sterben, der da am Boden lag, und heute starb er wirklich. Nur ein einziger Tag wurde ihm geschenkt. Wozu? Indem ich dies [42] dachte, öffnete er die Augen. Er sah Merhameh vor sich knieen. Sein Blick leuchtete auf. Er schaute an ihr nieder. Er bemerkte das rote Blut, welches unter ihm hervor dem Lager zu entrinnen suchte. Da fühlte er die Wunde. Die Erinnerung kam. Er erschrak nicht. Er hob die eine Hand und deutete auf Hassan Ben Masuhl, den Scheik der Manazah. Er erhob die andere Hand und deutete auf Omar Ben Amarah, den Scheik der Münazah.

„Reicht Euch die Händel!“ bat er. Sie taten es. „Ich liebe Euch!“ fuhr er fort. „Seid Brüder im Leben, wie ich im Tode noch Euer Bruder bin!“

Man sah, er wollte tief Atem holen, wagte aber nicht, es zu tun. Er faltete die Hände.

„Merhameh,“ flüsterte er. „Weißt du noch, was du sagtest? Gestern abend?“

„Ich weiß es,“ antwortete sie.

„Ist es mir gelungen, mich selbst zu retten?“

„Ja, Allah hat es gewollt.“

„Habe ich bezahlt?“

„Soeben tust du es. Du bist dein eigener Preis.“

„So bin ich frei?“

„Frei bist du, frei!“ antwortete sie. Das klang wie ein Schluchzen, und doch war es auch wie ein Jubel.

Da holte er tief, tief Atem und rief mit lauter Stimme:

„Allah sei Preis gesagt!“ Und mit wieder leiser und immer leiser werdender Stimme fügte er hinzu:

„Und dir sei Dank, o Merhameh — — — o Mer — — ha — — — meh — —!“

Seine Brust hob und senkte sich noch zwei-, dreimal [43] — — — da nahm Merhameh mich bei der Hand und bat:

„Komm, Effendi! Stören wir nicht den Tod, wenn er vom Himmel niedersteigt, die Lebenden zu versöhnen!“

Wir gingen hinaus.

Für diejenigen Leser, welche sich nicht mit dem innern psychologischen Schluß einer Erzählung begnügen, sondern gern auch jedes äußere Fältchen ausgeplättet haben wollen, füge ich noch folgendes hinzu:

Es darf nicht verwundern, daß Ali Ben Masuhl zuerst als Blutsfeind erschossen werden sollte und dann kurz darauf von dem Scheik der Münazah als Freund behandelt wurde. Bei den dortigen Beduinen gehören Raub und Mord zu den ritterlichen Werken. Es ist also kein Widerspruch, daß man einen Mörder persönlich achtet und sogar liebt und doch gezwungen ist, ihn der Blutrache zu opfern.

Ferner war uns nicht erzählt worden, daß man Ali Ben Masuhl nicht allein gefangen genommen hatte. Es waren zwei seiner Gefährten mit ergriffen worden, die man aber weniger streng bewacht hatte als ihn. Als sie das Todesurteil erfuhren, das schon vorgestern gesprochen wurde, gelang es ihnen, zu entfliehen und heimzukommen. Sie waren überzeugt, daß der Gefangene nun schon erschossen worden sei, und meldeten das dem Scheik. Dieser rief sofort alle verfügbaren Krieger zusammen, um den Tod seines Bruders zu rächen, und zog mit ihnen voran. Andere Scharen sollten schnell folgen. Er kam wegen des schlimmen Wetters nur bis an das Heiligengrab, wo [44] übernachtet werden sollte, war aber so vorsichtig, Späher vorauszusenden, die uns begegneten. Sie sahen uns zufällig eher als wir sie, versteckten sich und ließen uns an sich vorüberziehen. Wir waren alle tief eingehüllt, aber als sie die bekannte isabellfarbene Stute sahen, waren sie überzeugt, daß der darauf sitzende Reiter der Scheik der Münazah sei. Als wir kurze Zeit darauf wieder einmal anhielten, um unsere Pferde ausruhen zu lassen, gelang es ihnen, die natürlich schnell umgekehrt waren, uns unbemerkt zu überholen und dem Scheik Hassan Ben Masuhl unsere Ankunft zu melden. Denn es verstand sich ganz von selbst, daß auch wir die Absicht hatten, bei dem Grab des Heiligen zu übernachten. So fand er Zeit, sich vorzubereiten und uns derart zu empfangen, wie ich erzählte.

Sein Charakter stimmte genau mit der Vorstellung überein, die ich mir von ihm gemacht hatte. Er war ein harter, rücksichtsloser und rachgieriger Mann, der aus seinem Leben den Begriff der Verzeihung vollständig gestrichen hatte. Er hatte den heutigen Ritt in der festen Absicht unternommen, den vermeintlichen Tod seines Bruders in blutigster Weise zu rächen. Und nun tötete er ihn selbst; nun war er selbst der Mörder! Das wirkte so auf ihn, als ob die Kugel ihn selbst getroffen habe. Nun kauerte er mit dem, den er hatte erschießen wollen, im Grab bei dem Toten; der eine rechts, der andere links von ihm. Was sprachen sie?

Es verging eine Viertelstunde nach der andern, ohne daß sie sich hören oder sehen ließen. Wir bereiteten die Lager; die Münazah auf der einen und die Manazah auf der anderen Seite des Wäldchens. Der Abend kam. Er brachte andere Luft. Es erhob sich ein Wind, [45] der in kräftigen Stößen die Atmosphäre reinigte. So kam es, daß der Himmel wieder sichtbar wurde. Der Mond erschien. Die weißgekalkten Mauern des Grabes sammelten seine Strahlen und warfen sie uns in zart bläulichem Widerschein zu. Da regte es sich im Innern. Das Leben erhob sich von der blutig feuchten Erde, um sich von dem Tod zu trennen. Die beiden Feinde erschienen unter der Tür. Sie riefen nach Merhameh, die zu ihnen kommen sollte, um Zeugin ihres Schwures an der Leiche des Erschossenen zu sein. Sie stieg die Stufen hinauf und ging mit ihnen hinein. Nach einiger Zeit kamen sie wieder heraus, alle drei. Vor dem Eingang blieben sie stehen, von allen gesehen. Omar Ben Amarah erhob seine Stimme:

„Ihr Krieger der Münazah, hört, was Euch Merhameh, die Freundin unserer beiden Stämme, zu sagen hat!“
Und Hassan Ben Masuhl rief:

„Ihr Krieger der Manazah, schaut her zu uns, was Merhameh Euch zeigt!“

Er öffnete seine Arme, zog den Scheik der Münazah an sich und küßte ihn. Sein Kuß wurde dreimal erwidert. Da deutete Merhameh auf diese vom Mond hell beschienene Gruppe und verkündete in tief bewegtem Ton:

„Allah nur allein ist gerecht. Nimmt der Mensch die Rache in die Hand, so trifft er stets niemand, als nur den eigenen Bruder. Von nun an sei Friede!“

„Sei Friede! Sei Friede!“ riefen die beiden Anführer, indem sie die Hände betuernd hoben.

„Sei Friede! Sei Friede!“ wiederholten auch Halef und ich.

[46] „Sei Friede! Sei Friede!“ erklang es von den Lippen aller Münazah und Manazah, sie verließen die Trennung ihrer Lagerplätze und eilten aufeinander zu, um dem versöhnlichen Beispiele ihrer Scheike zu folgen.

Seit jener Zeit ist stets Freundschaft zwischen ihnen gewesen. Wenn sich je einmal ein Zwiespalt erhob, der zum Kampf zu führen schien, so ritten die beiderseitigen Ältesten zum Grab des Heiligen, wo Ali Ben Masuhl unter den Sykomoren zur Ruhe bestattet worden war. Da wurde beraten und dabei an Merhameh gedacht. Der eine Stamm hatte dabei ihre Bitten, der andere ihre Warnungen zu wiederholen, und stets ergab, was sich an dem von mir geschilderten Tage ergab:

Es sei Friede! Es sei Friede!

Karl May in der zeitgenössischen Kritik.

Von Prof. Dr. Ludwig Gurlitt.

Richter über den Wert eines Künstlers sind nicht nur seine Zeitgenossen, sondern auch die Nachgeborenen. Diese machen oft die Beobachtung, daß sie in ihrer Bewertung weit von jenen abweichen. So kommen uns die Urteile von Goethes Zeitgenossen über dessen Kunstwerke heute zumeist verfehlt vor. Ihre Sammlung wirkt auf uns mehr erheiternd als belehrend und überzeugend. Es kommt da die Kritik, die sich so mächtig fühlte, selbst unter eine Zensur, die häufig sehr ungünstig ausfällt. Man lese bei Viktor Hahn in den Gedanken über Goethe das einschlägige Kapitel nach: wie ergötzlich da die großen Tageskritiker daneben kritisieren, wie sehr sie die Zeit ins Unrecht gesetzt hat! Ein gleiches erlebte man in der Kritik, der Friedrich Hebbel, Richard Wagner – und welcher Große nicht? – ausgeliefert waren. Diese Erfahrungen berechtigen uns zu Mißtrauen gegen Urteile, mit denen selbst anerkannte Literarhistoriker über zeitgenössische literarische Größen absprechen, und beleben in uns den Mut, ihnen unser eigenes, unbestochenes Urteil gegenüber zu stellen.

Was die verschiedenen Schriftwarten in Deutschland [48] den verschiedenen Autoren ausstellen, das wird Menschen von eigenem Urteil nicht beeinflussen. Es sitzt da vielfach der Alltagsgeschmack zu Gericht, der nur die schon anerkannten Werke gelten läßt. Das Neue – und alles Genialische ist neu – findet vor solchen Augen selten Gnade. Sie bewundern nur das Gestrige, das sich schon durchgesetzt hat, für Heutiges und Zukünftiges fehlt es ihnen am Seherblick. So auf allen Gebieten: in der Malerei, Plastik, Architektur nicht weniger als in der Literatur. Wer schon ein halbes Jahrhundert hinter sich hat, dem fehlt es dafür nicht an reichem Beobachtungsstoff, der hat schon oft das Hosianna gehört, das dem Crucifige folgt.

Ich habe mich stets bemüht, mit eigenen Augen zu sehen, mit eigenem Kopf zu prüfen. Ich habe deshalb auch Karl May gegenüber keine Rückfälle und keine Reue, habe ebensowenig die Hetze gegen ihn mitgemacht, wie ich mich zu unbegrenzter Bewunderung verleiten ließ, und glaube daher berechtigt zu sein zu einer Kritik der an ihm geübten Kritik.

Ich wähle, um an einem hervorragenden Beispiel die ganze gegen Karl May gerichtete Polemik zu treffen, die „Würdigung“ des eben Verstorbenen, die in einer unserer beachtetsten Zeitschriften eine sonst verdienstvolle und kunstverständige Feder zeichnete [Ferdinand Avenarius, Der Kunstwart, 1. Maiheft 1912]. Es heißt da zu Karl Mays Tode:

„Späteren Jahren werden Mays Erfolge zum mindesten so interessant erscheinen, wie uns Heutigen etwa die Cagliostros oder Casanovas, und wer weiß, ob nicht auch über ihn eine Literatur entstehen wird. Der Fall May ist aber viel bedeutsamer, als der eines jener wesentlich feineren Abenteurer, weil er von viel größerer Kulturwirkung war.“

Wir haben hier zunächst das Zugeständnis, daß [49] May eine starke Kulturwirkung ausgeübt hat, also ein bedeutender Mann war. Der Vergleich aber mit Cagliostro und Casanova ist tonangebend für die folgende gesamte Charakteristik. May wird als ein interessanter Schwindler und Abenteurer hingestellt:

„Ein entlassener Lehrer wird Schwindler, Dieb, Einbrecher, Straßenräuber, nach schweren Gefängnisstrafen verfällt er aber darauf, daß sich für einen Menschen von Gescheitheit, Skrupellosigkeit und Talent mit der Feder gefahrloser Geld machen lasse, als mit Dietrich und Brecheisen. Er schreibt, was das meiste verspricht, Reiseschilderungen aus eigenen Erlebnissen, die er nicht gehabt hat, Übersetzungen aus Sprachen, die er nicht kennt, fromme Madonnengeschichten, er, der Protestant, erbauliche Sittenromane, er, der Verfasser von Kolportageschund.“

Halten wir hier zunächst ein! May hat nicht bestritten, daß er in seiner Jugend auf Abwege geraten war, aber er hat sich mit bewunderungswürdiger Kraft aus dem Abgrund wieder emporgearbeitet und seine Schuld dadurch wieder gut gemacht. Ich sehe ganz ab von jedem christlichen Empfinden, mein schlichtes Rechtsgefühl bereits sträubt sich dagegen, daß man einen, den die himmlischen Mächte schuldig werden ließen und dessen Schuld sich so schwer gerächt hatte, bis über das Grab hinaus, ja, am Grabe selbst, mit der Erinnerung daran zu Boden werfe. Von selbst drängt sich da die Frage auf: Wer weiß sich so frei von Schuld, daß er es wagte, den ersten Stein zu erheben? Wer weiß, ob er nicht auch gestrauchelt hätte und gefallen wäre, wenn er wie May in bitterster Armut und unter der Umgebung von sittenlosen Schnapsbrüdern und Zotenreißern als Kegeljunge, die Nächte hindurch in Tabak- und Fuseldunst bis zur Erschöpfung

arbeitend, aufgewachsen wäre und dann **[50]** bei glühender nach Freiheit dürstender Seele die leibliche und geistige Enge des Seminaristenlebens und Volksschullehrer-Frondienst hätte erdulden müssen.

„Schwer nur ringt das Talent sich empor, dem schon in der Jugend Armut sperrte den Weg“, so singt ein altrömischer Dichter. In dem Urteil strenger Sittenrichter erscheint die Jugend Goethes, Schillers, Lessings, die zu unseren Besten gehören, nicht makelfrei, obgleich das Schicksal sie alle sicherer gestellt hatte, als den blutarmen Webersohn, dem früh der Hunger und die Sünde vertraute Gäste wurden. Hören wir Mays eigene Bekenntnisse, die sich mehr in Selbstanklagen, als in Beschönigungen ergehen, so erscheinen seine Verfehlungen viel mehr als Folgen von Mißverständnissen, Zufälligkeiten, krankhaften Seelenzuständen, von Übelwollen und Kurzsichtigkeit seiner Umgebung, denn als Ausfluß eines sündhaften Willens. Hier hätte das Urteil eines kundigen Nervenarztes zu sprechen und eines Psychologen, der es versteht, in die dunklen Regungen und Führungen eines irregeleiteten und erkrankten Gemüts hineinzuleuchten. Es scheint mir außer Zweifel zu sein, daß May in seinen Jünglingsjahren Psychopath war und unter einer schweren Hysterie zu leiden hatte, die ihn für seine Handlungen unverantwortlich machte. Damals war die Kriminalpsychologie noch nicht so weit, daß sie die nur im Unterbewußtsein begangene Tat straffrei ließ. Heute würde May statt ins Gefängnis in eine Nervenheilanstalt geschickt worden sein.

Aus der Strafanstalt entlassen, in der er sich untadelig geführt und die Zuneigung seiner Beobachter gewonnen hatte und in der er sich mit Tränen, Beten, **[51]** Händeringen bei vollstem Studium und durch Verfassen nicht etwa von Schauerromanen, sondern von geographischen Predigten voll tiefer, weltumspannender Frömmigkeit für ein neues, geläutertes Leben ausrüstete, hätte er, wenn es nach seinen Widersachern gegangen wäre, ins Verbrecherleben zurückkehren sollen. Das ist ja die Bahn, auf die unsere öffentliche Moral den „Hauptmann von Köpenick“ und alle aus den Gefängnissen Entlassenen verweist. Karl May wählte einen anderen Weg: er empfand seinen Fall und seine Strafe als eine Züchtigung von Gottes Hand und setzte seine ganze Kraft daran, sie zu seinem Besten zu wenden. Er begriff nicht, weshalb Gott ihn so hart geprüft habe, aber er vertraute als frommer Christ auf seine Liebe und Weisheit und murrte nicht gegen die Zuchtrute des Herrn. Seitdem arbeitete er mit unverdrossenem Fleiß an seinem sozialen und sittlichen Aufstieg, arbeitete mit den Kräften und Gaben, die ihm die Natur verliehen hatte, arbeitete aber stets unter der bangen Sorge, daß feindliche Hände den Schleier zerreißen könnten, der ihn von seiner dunklen Vergangenheit trennte. Das zwang ihm eine Rolle auf, die zu spielen ihm Mühe und innere Unsicherheit verschaffte. Offenbar stand sein ganzes Leben unter diesem Druck und damit erklärt sich vieles, was sonst unverständlich wäre. Er durfte nach seinem Gefühl nicht offen bekennen, um nicht seine Vergangenheit zu verraten. Darum flüchtete er sich in eine Traumwelt, die losgelöst war von den Qualen der Wirklichkeit und von der Erinnerung an die Vergangenheit. Darum ließ er sich von seiner Phantasie in fremde Länder entführen und in Gesellschaft mit Menschen bringen, die **[52]** nichts gemein hatten mit all dem ihn umgebenden Niedrigen und Häßlichen; darum flüchtete er sich in eine bessere Welt, die er sich mit Edelmenschen bevölkerte und stellte sich selbst mitten hinein als Träger heroischer Gedanken und Handlungen. Es ist eine törichte Pedanterie, danach zu forschen, wie viele von den Ländern, die er zeichnet, er wirklich bereist, wie viele von den Menschen, die er handelnd einführt, er wirklich gekannt und nach dem Leben gezeichnet hat. Er handelt nach künstlerischem Recht, wenn er oft sich selbst zum Helden seiner Dichtung macht, und er ist niemandem darüber Rechenschaft schuldig, wo er die Grenze zwischen Wahrheit und Dichtung zieht. Der Dichter schuldet uns poetische Wahrheit, nicht reale Wahrheit. Wenn ihm die Zeichnung von Land und Leuten gelingt, ohne daß er sie aus eigener Anschauung kennen gelernt hat, so ist das ein ehrendes Zeugnis für sein künstlerisches Schauen, nicht aber ein Zeugnis gegen seine Wahrhaftigkeit. Wenn er aber immer und immer wieder zur Rede gestellt und in seiner Ehrlichkeit verdächtigt, auf zudringliche Fragen versichert haben sollte, daß er wirklich all die beschriebenen Länder und Leute besucht habe, so tat er daran nicht so unrecht; er wies damit ganz unberechtigte Ansprüche ab und rettete die Schöpfungen seines Geistes vor der Vernichtung mit ganz ungeeigneten Mitteln. Was er geistig gesehen hatte, war ihm Wirklichkeit: sein Henrystutzen ist und bleibt der, den er aus ihm gemacht hat, mag er ihn gefunden haben, wo er will, und nie über die Grenze Sachsens getragen haben. Er schreibt in katholischem Geiste mit derselben Wärme, mit der der Protestant Schiller den Mortimer über diese Kirche sprechen läßt, **[53]** weil er die geistige Kraft hat, sich in den Glauben der Katholiken zu versetzen. Wer darf sich anmaßen, seiner Gläubigkeit Grenzen zu ziehen und ihn auf die Dogmatik der Lehre Luthers festzulegen? Wer darf ihn deshalb tadeln, weil seine Frömmigkeit bei katholischen Bischöfen Zustimmung

fand? Wer sich getrauen, Bekenntnisse seines Glaubens als Heuchelei abzuweisen? Oder konnte er deshalb nicht ehrlich fromm sein, weil er menschlich sündhaft war? Ich denke, gerade im Gegenteil, daß die „Schuldigen“ allein wahrhaft fromm zu werden pflegen:

„Wer nie sein Brot mit Tränen aß,
Wer nie die kummervollen Nächte
Auf seinem Bette weinend saß,
Der kennt euch nicht, ihr himmlischen Mächte“ – – –

Ist es wirklich nötig, den Dichter deswegen in Schutz zu nehmen, ihn vor dem Verdacht der Unehrlichkeit zu verteidigen, weil er geistig überall zu Hause ist und die Kraft hat, sich in das Seelenleben anders gearteter Menschen zu versetzen?

Keinesfalls hat May so lange unter den Indianern Amerikas und so vertraut mit den Moslims des Orients gelebt, wie uns seine Romane glauben machen wollen; was er dabei aber als völkerkundlicher Berichterstatter einbüßt – der er gar nicht sein will –, das gewinnt er als Dichter. Dem Dichter aber ist mit polizeilichen Recherchen nicht beizukommen. Wer hat jemals Jules Verne gefragt, ob er wirklich auf dem Mond war und wirklich mit einem Unterseeboot den Grund des Meeres erforscht habe? Weshalb behandelt man allein Karl Mays Phantasien wie Gerichtsurkunden mit so übel angebrachtem Wahrheitsfanatismus? Unbedingte **[54]** Wahrhaftigkeit ist eine der erhabensten und deshalb eine der seltensten Tugenden. Man nennt in der Weltgeschichte kaum einen Großen, der von dem Vorwurf der Lüge frei geblieben wäre. Nüchterne Tatsachen-Menschen werden stets das geistige Schauen des begnadeten Propheten als Schwindel verurteilen.

Karl May war ein phantasiebegabter Künstler und zugleich ein von den Menschen Verfolgter. Beides sind mildernde Umstände für den Fall, daß er – was ich nicht zu entscheiden vermag – kein Kündler realer Wahrheiten gewesen sein sollte. Künstler sind wie große Kinder: sie können nicht scharf trennen zwischen Realität und Phantasieschöpfung: jene sehen sie wie im Weiten, diese wird ihnen zu Wirklichkeiten. Mir sagte im Gespräch einmal Friedrich Spielhagen, er habe als Knabe „schauderhaft gelogen“, seinen Eltern die längsten Schwindelgeschichten aufgebunden und diese so lange verteidigt, bis er sie selbst geglaubt hätte. „Mein Vater,“ so schloß er, „war ein einsichtsvoller Mann und begnügte sich mit einem freundlich spöttischen Lächeln; wäre er von wahrheitswütiger Brutalität gewesen, so hätte er in mir den Dichter totgeprügelt. Diese Weisheit danke ich ihm noch täglich.“ Wir hören, daß May, während er an seinen Gestalten schuf, laut mit ihnen sprach, hell lachte, ergriffen weinte: offenbar nahmen sie für ihn Fleisch und Blut an, so daß er mit ihnen wie mit lebenden Menschen verkehrte. Als ihn ein Freund auf Herz und Nieren prüfte, wie es denn in Wahrheit mit seinem Henrystutzen beschaffen sei, da riß May verwundert die Augen auf und fragte: „Ja, haben Sie denn meinen „Winnetou“ nicht gelesen?“

Die Feindschaft macht es sich stets sehr leicht mit **[55]** den Verdächtigungen. Soll jemand als Schwindler verschrien werden, so ist dazu jedes Menschen Zeugnis willkommen. Wer kennt heute die dunklen Ehrenmänner, mit denen Karl May in Prozessen lag? Wer traut sich zu behaupten, daß jene Kündler der Wahrheit, May deren Fälscher war? Umgekehrt gewinnt die Auffassung viel mehr an Glaubwürdigkeit. May war der einzige, der geistige Werte schuf: an ihn sogen sich die gewinnsüchtigen, rücksichtslosen Spekulanten an, die sein Talent ebenso wie seine Not ausbeuteten, die ihn sich gefügig und zu Frondienst geneigt machten, weil sie „alles“ wußten und durch leisestes Rühren an seiner brennenden Lebenswunde die Früchte aller seiner Kämpfe und Mühen wieder vernichten konnten.

So geriet er in Hörigkeit von Menschen, die geistig und zum Teil wohl auch moralisch weit unter ihm standen, und mußte bei jedem ihrer „Zufallswörtchen“ schwitzen, ob sie ihn nicht „kaput machen“ wollten. So mußte er, um nicht zu verhungern, ihnen Arbeiten liefern, die die feindliche Kritik als Schundware bezeichnet, die aber doch heute noch von Mays Freunden als alten Zeitungen hervorgesucht und dem Publikum als willkommene Gabe vorgesetzt werden dürfen. Mays Gegner glauben nicht an seine Frömmigkeit, nicht an seinen Willen zum Guten, nicht an die Ehrlichkeit seines moralischen Strebens. Sie sehen ihn nicht in des Lebens Drang, sie vertiefen sich nicht in die furchtbare Tragödie, die ihn ein ganzes Leben lang verfolgte, sie hören nicht auf seine Hilferufe, sie stoßen ihn immer wieder zurück in die Qualen der Selbstzerfleischung und verweisen ihn auf die einzige Hilfe, die er bei sich selbst suchen und finden mußte. Da gab es für ihn **[56]** nur zwei Möglichkeiten: Selbstvernichtung und Selbstbehauptung. Er hatte die Kraft zu dieser. Das beweist mir, daß er ein starker, sittlich hochstehender Mensch war. Woher der oben

zitierte Kritiker das höhere Wissen von Mays „Schwindeleien“ hatte, weiß ich nicht. Ich fürchte, daß er zu leichtgläubig der Verleumdung Gehör schenkte. Denn die gerichtlichen Entscheidungen geben ihm Unrecht, wenn er weiter behauptet: all das habe May mit einer in ihrer Art großartigen Reklame vertrieben, bei der er nicht nur unter anderem Namen sein eigener Apologet gewesen sei, bei der er sogar, ein neuer Trick, seinen eigenen Konkurrenten gespielt habe, um ihn dann scheinbar zu besiegen. Er habe bei Aufklärungsversuchen die kecksten Beleidigungsprozesse gewagt, wo er nicht ganz sicheres Material in den Händen der Angreifer gewußt habe. Auch habe er vor der Öffentlichkeit entrüstet seine Autorschaft an Kolportageromanen geleugnet – und dann, erfolgreich, um Honorar aus eben diesen prozessiert. „Alles mit verblüffender Waghalsigkeit.“

So urteilt der Haß, nicht die sachlich ruhige Prüfung, nicht der Geist wahrer Menschlichkeit. May hatte ein Recht, seine Autorschaft an Kolportageromanen zu leugnen, die ohne sein Wissen und Zutun von fremder Hand durch heimliche Zutaten für den niedrigen Geschmack des Pöbels zurechtgemacht worden waren, so daß diese, wie es in einer Erklärung der Gegner heißt, „in ihrer jetzigen Form nicht mehr als von Karl May verfaßt gelten können“⁷. Auch sonst hat die gerichtliche [57] Behandlung seiner Forderung deren Berechtigung klar gestellt und seine Gegner zu starken Zahlungen an ihn genötigt. Die verblüffende Waghalsigkeit war demnach mehr bei seinen Gegnern zu finden, die an ihm reich werden wollten und ihm mit der Vernichtung drohten, sowie er den Rechtsweg betreten wollte; denn – „May ist vorbestraft. Wir haben ihn in der Hand: Zwei Zeilen genügen, ihn still zu machen. Durch Veröffentlichung seiner Vorstrafen in allen Zeitungen Deutschlands machen wir ihn leicht kaputt“ – so kalkulierten, so handelten diese Ehrenmänner, gegen deren Zeugnis angeblich ein May zu verstummen hätte. Ob diese „kecksten Beleidigungsprozesse“ nicht unerläßlich waren, um ungerechte Beschimpfungen abzuwehren? Ich habe keinen eigenen Einblick, aber ich habe den sehr lebens- und gerichtskundigen Justizrat Sello sagen hören, daß ihn das Schicksal Mays tief erschütterte, daß er ihn für das unschuldige Opfer einer ganz bodenlosen Hetze und Ausbeutung ansehen müsse, und daß er jedem dankbar wäre, der sich des armen zu Tod gehetzten Mannes erbarmen wollte.

Die gerichtlichen Entscheidungen ergaben, daß die Anklagen jenes Kritikers nicht stimmen. Auch mit der großartigen und schwindelhaften Reklame stimmt es wohl nicht; jedenfalls verdankt er ihr nicht seine Erfolge. Die deutsche Jugend, die ihn liebgewonnen hat, empfiehlt ihn weiter von Mund zu Mund, ohne von der Reklame auch nur erreicht zu werden. Dennoch stiegen seine Einnahmen nicht, wie man mit Bestimmtheit behauptete, in die Millionen, wie die Abrechnung von Dr. E. Schmid, dem Verwalter des [58] Karl Mayschen Nachlasses, urkundlich belegt, im ganzen auf 800 000 Mark.⁸

Am Schluß seiner Anklagen, nachdem er all den Haß und alle Mißachtung noch einmal auf den Namen des eben Bestatteten zusammengetragen hat, muß der obige Kritiker doch der Stimme der Gerechtigkeit auch Gehör schenken und anerkennen, daß May „erstaunliche Energie und rastlose Arbeitskraft“ bewiesen habe. „Mitunter,“ fügt er freilich hinzu, „scheint es fast, als wäre bei diesem dauernden va-banque-Spiel etwas Pathologisches gewesen, daß ihm half, wie dem Mondsüchtigen auf dem Dach.“ Vielleicht beurteile ihn ganz falsch, wer ihn überhaupt moralisch werte. Jedenfalls liege es ihm fern, ihn nach dem Tode moralisch richten zu wollen – das möge versuchen, wer sich sicher fühle, in Mays Fall die Grenzen der Verantwortungsfähigkeit zu ziehen. – Spät kommt ihm diese warnende Erkenntnis, erst nachdem er die moralische Hinrichtung in aller Form und Feierlichkeit vollzogen hat. Und das Pathologische? Unnormal sind alle genialischen Menschen. Und May war ein solcher. Unnormal war Schiller, unnormal Nietzsche, unnormal Strindberg. Mit diesem, mit Strindberg, möchte ich ihn auch deshalb vergleichen, weil er an seiner Natur mit ähnlichen Schmerzen zu leiden, wie jener alle Tiefen der menschlichen Seelenqualen durchzukosten hatte und in stetigem Wechsel von Sieg und Fall doch nie den Blick nach der Höhe aufgab, nie an seiner eigenen und an der gesamten Menschheit Erlösung verzweifelte.

Die Wertung seiner Persönlichkeit kommt für die Freunde seiner Schöpfungen erst an zweiter Stelle, [59] und man mag ihr dieselbe Gerechtigkeit erweisen, die man einem Rousseau, Chateaubriand und vielen anderen Autoren erweist, deren segensreiche Wirkung anerkannt wird, unbekümmert um ihre moralischen

⁷ Vgl. den Wortlaut des Vergleichs vom Oktober 1907 in Karl Mays gesammelten Werken Bd. 34 „Ich“, S. 489 f.

⁸ Ges. Werke Bd. 34. S. 581 f.

Schwächen. Wenn seine Lebensarbeit im deutschen Volke freudige Aufnahme fand, so ist dieses an dieser mitbeteiligt, „mitschuldig“. Deshalb sagt jener Kritiker mit Recht:

„Uns geht vor allem die Wirkung dieses Mannes an, denn sie ist zur Beurteilung der Ausdruckskultur unsrer Tage von der höchsten Bedeutung.“

Irrtümlich aber urteilt er weiter, daß die Liebe weiter Volkskreise nur Folge betrügerischer Machenschaften und Spekulationen sei:

„In derselben Zeit noch, da der Dresdener Polizeipräsident aus Kenntnis der Akten heraus May als literarischen Hochstapler und gemeingefährlichen Verbrecher bezeichnete, sprach dieser May durch tausende von Volks- und Schulbüchereien zu Hunderttausenden, ward er mit Liebe auch von sonst Gebildeten aus allen Kreisen gelesen, ward er empfohlen von hohen katholischen und protestantischen Geistlichen, stand er in freundschaftlichem Verkehr mit Fürstlichkeiten“ usw.

Ja, und dem Urteil des Dresdner Polizeipräsidenten trat das sächsische Kultusministerium dadurch entgegen, daß es das Legat desselben May in Verwaltung nahm, ihn also offenbar nicht als Hochstapler und Verbrecher einschätzte. Und dem ästhetischen Urteile obiger Kritik stellen sich die Hunderttausende von Männern und Knaben entgegen, die den Schriftsteller in seinen Werken lieben gelernt haben. Zu diesen zählen Männer von eigenem literarischem Rufe, obenan Peter Rosegger.

[60] Soweit ich die Werke Mays kenne und ihre Wirkung zumal auf die Jugend beobachten konnte, sehe ich mich zu dem Urteil genötigt, daß er mit einer seltenen Phantasie und Erzählergabe stets das Streben verbindet, das Gemeine und Niedrige zu bekämpfen, dem Hohen und Edlen zum Sieg zu verhelfen, den Blick seiner Leser zu erweitern und auf die letzten Fragen der Menschheit zu lenken. Seine tiefe, ehrliche Frömmigkeit, die sich durch alle seine Schriften als leitende Linie zieht, steht mir außer jedem Zweifel. Dem Schlüpfrigen und Grobsinnlichen weicht er mit instinktivem Ekel weit aus, dem Haß und der Verfolgungswut seiner Feinde begegnet er mit echt christlicher Friedfertigkeit: er möchte Frieden stiften und in Frieden leben. Seine Prozesse sind Abwehr von Unrecht und Überlistung, sind Rechtfertigung gegen Verleumdungen, sind Wahrung berechtigter materieller und ideeller Interessen. Wo er frei schafft, da hält er sich frei von Haß und Feindschaft. Je wilder ihn der Lärm der Hetzer umtobt, um so lauter predigt er das Evangelium der Liebe, um so sehnsüchtiger blickt er aus nach der Höhe, von der Erlösung und Friede winkt. Ich bewundere seine Geistesgröße, die sich frei hielt von Verbitterung und von Menschenhaß. Ich bewundere auch die künstlerische Kraft des Mannes, der bei bescheidener Schulbildung ganz aus sich heraus die Mittel und die Form fand, eindringlich und überzeugend zur Menschheit zu sprechen. Dabei bin ich nicht blind gegen seine literarischen Schwächen und weit davon entfernt, ihn für einen „Klassiker“ zu halten. Aber er war doch „auch einer“, ein ganzer Mann, ein ganzer Künstler, und das Urteil über sein Lebenswerk soll erst noch **[61]** gerecht gewogen werden. Als Einsamer schuf er, nur aus seiner eigenen Brust schöpfend, schuf er unter dem Druck der ihn umlauernden Feindschaft, aber schuf mit stets erneutem Aufschwung der Seele, stets im Dienst hoher und immer höherer Lebensziele und noch am Ende seines rastlosen Wirkens mit dem Gefühl, doch erst am Anfang zu stehen, eben deshalb, weil er sich nach echter Künstlerart niemals genug tun konnte.

Die Rollen vertauschen sich: seine Ankläger verstummen und erscheinen uns schon heute ihrerseits in Anklage. Sie werden alle vergessen sein, wenn Karl May noch fortlebt im Gedächtnis der Menschheit.

„Der Habsucht sei das Gold beschieden,
Der Weihrauch dem, der Weihrauch liebt;
Uns Armen aber gib den Frieden,
Den uns kein Fürst, kein Weiser gibt.“

So sang May und so sei es ihm beschieden: der Frieden, nach dem sich sein armes gequältes Herz so inbrünstig gesehnt hat.

In ihm hat die Leidenschaft getobt, die Phantasie gebräut und hat ihm Geister und Gespenster vorgezaubert, die um Verkörperung baten. Dazu kam die Not des Lebens, der Kampf gegen die Niedrigkeit, zu der ihn das Schicksal verurteilen wollte, der Kampf für seine Erhöhung. Dabei mag er sich in den Mitteln vergriffen haben, er griff nach äußeren Glanzmitteln statt nach ruhiger Arbeit; er war ein schöner starker Jüngling, nun wollte er auch äußerlich glänzen, sein Leben genießen, die Welt kennen lernen, von sich reden machen. Was er dabei in den Jahren des Sturmes und Dranges verfehlt hatte, dafür mußte er hart

büßen, **[62]** aber er ließ sich diese schwere Schule des Lebens zum Segen werden und ging mit geläutertem Sinn aus ihr hervor. Seine Gegner sagen, daß er niemals den schlichten Ernst der Wahrhaftigkeit in Worten und Wesen gefunden habe; ob mit Recht, kann ich nicht entscheiden. Lag eine gewisse Unzuverlässigkeit in seinem Charakter begründet, so wissen wir, daß dafür die Natur verantwortlich wäre: denn gegen diese, gegen den angeborenen Charakter, ist ein dauernder Sieg nicht möglich; daß er aber ehrlich angekämpft hat gegen das Niedrige, das doch den meisten Menschen mitgegeben ist, dessen ist seine ganze vorliegende Lebensarbeit Zeuge. Deshalb gilt für ihn auch und zu seinen Gunsten das Wort: „Den Menschen macht sein Wille groß und klein.“ Wer das Leben kennt und die Mühen der Vernunft im Kampf gegen angeborene Leidenschaften und Schwächen, der ist zum Verzeihen genötigt. Wenn selbst ein Goethe bekennt, daß er kaum ein Verbrechen kenne, dessen er nicht auch hätte schuldig werden können, wer wagt dann noch den unerbittlichen Sittenrichter zu spielen?

Karl May stand ganz allein ein ganzes Leben lang gegen ein Heer von Feinden, aber sein Herz blieb weich und zur Versöhnung geneigt. Sein Testament ist seine vollgültige Ehrenrettung. Am Grabesrande bekennt er sich noch zu der wahren Humanität, die Goethe in die Worte faßt: „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.“

Deshalb sollten jetzt auch Haß und jede Verunglimpfung schweigen, die noch über das Grab hinaus an seinem Namen nagen wollen! Er hat der Welt ein geistiges Erbe hinterlassen, das wir ruhig, aber auch streng **[63]** auf seinen Wert prüfen wollen. Seine in alten Akten ruhenden Gerichtserlebnisse aber verdienen dort zu modern. Die Zeit übt eine heilende, eine heilige Kraft. Schließlich muß man doch mit Verfehlungen einer Jugend fertig werden können. Schlimm genug, daß man das Leben des Greises mit ihrer Auffrischung vergiftet hat. Soll die Hetze auch nach seinem Tode noch fortgesetzt werden? Wo bliebe da auch nur ein Hauch christlicher Gesinnung? Und doch rühmt sich unsere Zeit so sehr gerade ihres christlichen Geistes.

Bunte Blätter aus Karl Mays Leben.

Von Klara May.

Pfingstsonntag 1917.

Mein lieber junger Freund!

Von meines Mannes Schaffen im täglichen Leben soll ich Ihnen berichten. Von seinen Gewohnheiten und Eigenheiten. Gern soll es geschehen. Weilens doch da die Gedanken am liebsten, wo die Höhepunkte des Lebens waren, und mein Leben war am schönsten an der Seite Karl Mays, trotz der Stürme, die unser Heim umbrausten, aber doch nie einzudringen vermochten. Stillen, glücklicher Friede war bei uns in all den Jahren des Beisammenseins, und die Abendsonne der Erinnerung beleuchtet kein unschönes Bild.

Oft denke ich zurück an die einsamen Wanderungen durch die Wälder unserer Umgebung, die mindestens einmal in der Woche in ausgiebiger Weise unternommen wurden. Schon früh am Morgen brachen wir dazu auf, von unseren kleinen Hunden begleitet. Stundenlang trafen wir keinen Menschen – und ebenso lange schritten wir oft stumm nebeneinander her. – Es war eine Gewohnheit Karl Mays, auf diesen Wanderungen [65] nicht viel zu sprechen. Er war da mit seinem Innenleben beschäftigt, und Wald und Flur schien Zwiesprache mit ihm zu halten. Ganz anders daheim, in seinen Arbeitsräumen, dort war er allein, und dennoch lebte um ihn herum eine Welt voller Gestalten, mit denen er sprach und die mit ihm zu leben schienen. Er lachte und weinte bei seinen Arbeiten, und wer nicht wußte, daß er allein da oben hause, konnte glauben, eine ganze Gesellschaft befinde sich bei ihm. In diesen Zeiten des intensiven Schaffens durfte außer mir kein Mensch sein Zimmer betreten. Besuch wurde nicht angenommen, und größte Stille mußte im ganzen Hause sein.

Mit Besuchen war es überhaupt eine eigene Sache. Jeder Gast war eine besondere Welt für ihn. Durchschnittsmenschen beschäftigten ihn wenig, schnell vermochte er ihren Einfluß abzustreifen – und Einfluß hatten alle auf ihn –, nicht so mit vollwertigen, oder tief angelegten Wesen. Die Debatten nahmen kein Ende, immer wieder neue Probleme kamen und verflochten sich in die alten. Oft kam so der Morgen heran, ohne die Geister zu ermüden. Wie man den Menschen Sonnenschein geben könne, sie erfreuen, wie ihren Gottesglauben ihnen erhalten, wie Glück und Friede allen gegeben werden könnte, das war es, was sein Gemüt bewegte und alle Müdigkeit aus den hell glänzenden, blauen Augen scheuchte. Eine unsagbare Liebe zur Menschheit lebte in Karl May und alles Böse, was ihm widerfuhr, vermochte sie nicht abzuschwächen. Auch seinen bittersten Gegner nahm er davon nicht aus. Als ich einmal sagte: „Ich hasse diesen Menschen,“ entgegnete er: „Du tust Unrecht [66] daran, keinen Menschen sollen wir hassen. Wenn er mich quälen darf, so will es Gott, um mich zu prüfen, und da meine Prüfungen so hart sind, muß es jedenfalls so sein, um die an mir haftenden Schlacken abzuschleifen; wohl dem, den Gott für wert hält, geschliffen zu werden! – Käme heute mein Peiniger in Not, und streckte er seine Hand nach mir aus, ich würde sie ergreifen und ihm helfen, soweit es nur in meinen Kräften stünde.“

Waren die unfreundlichen Anwürfe gar zu toll, dann rettete er sich hinüber in sein Reich der Arbeit. Alle Briefe und Zeitungen wurden aus seinem Zimmer verbannt, nichts wurde beantwortet, gewaltsam streifte er alles ab und versuchte zu schreiben. Geling es ihm, sich in seinem Reich einzuleben, dann wurde er frei, Heiterkeit und Glück lagerten auf seinem zuvor traurigen und bekümmerten Antlitz. Ja, es ging oft so weit, daß er alles um sich herum vergaß, nur wie ein Traumwandler mechanisch an den einfachen Mahlzeiten teilnahm und weder hörte noch sah, was um ihn her vorging. In solchen Zeiten hatte sein Aussehen etwas Verklärtes, Weltabgeschiedenes und unwillkürlich scheute man sich, ihn anzureden. Sein Geist weilte in Gefilden, die der Alltag nicht zu streifen vermag. Proben, die ich anstellte, überzeugten mich davon, daß er Dinge und Ereignisse in diesem Zustand nicht wahrnahm, die sonst sein lebhaftes Interesse hatten.

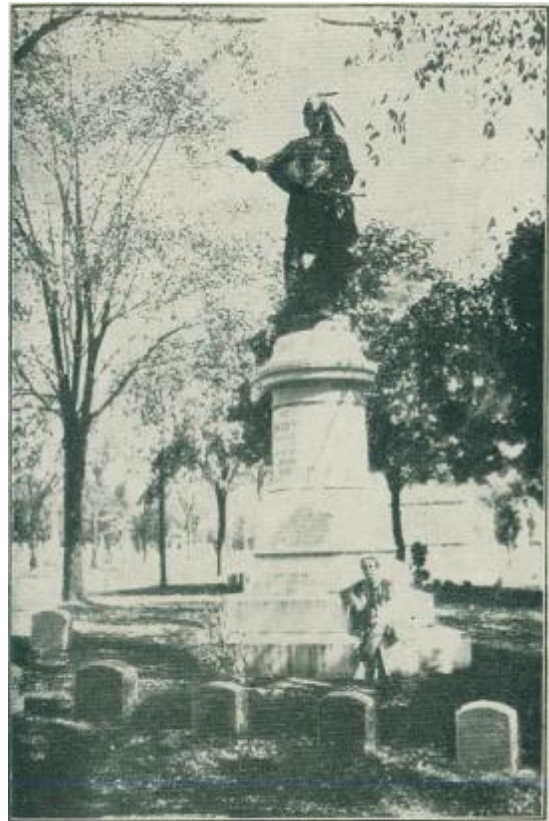
Auf der Reise dagegen kam es vor, daß er stundenlang sprach, über Ereignisse, deren Schauplatz wir gerade betraten. Fabelhaft war sein Wissen über Land und Leute, Sitten und Gebräuche, und in seiner tiefen Versunkenheit in die ihn beschäftigenden Gegenden [67] verfehlte er nie den rechten Weg, so daß mich seine Art oft, besonders in den Indianerterritorien Amerikas und Kanadas, an einen Traumwandler erinnerte. Meilenweit ritten wir durch totenstillen einsamen Wäldern. Kein Weg, kein Zeichen gab Kunde, wo wir uns befanden, und sicher und unbeirrt fand er sich zurecht, nur die Sonne und der Kompaß leiteten ihn. Ich war

gewohnt, mich seiner sicheren Führung anzuvertrauen, und genoß ganz den Zauber seiner lebendigen Erzählungskunst. In seiner Gegenwart gewann alles Leben. Freundliche und ernste Zeiten zogen vorüber; wie sie diese Wälder einst gesehen hatten, so durfte ich sie nacherleben an seiner Seite. Der rote Mann betete in seinem Reich noch zu seinem Manitou, dem guten großen Geist, kindlich und vertrauend; dann kamen die Habsucht, die Lüge, die Krankheiten und all das Unschöne, was eine ungesunde Zivilisation bei den Weißen Jahrhunderte hindurch gezüchtet, zu dem kindlich vertrauenden Indianer. Wie überirdische Wesen nahm der die Neulinge zuerst auf, um nur zu bald zu erkennen, daß er seinen Todfeinden verfallen war. Aus dem Kind wurde ein wildes Tier, und blind wütend setzte es sich zur Wehr. Nun folgt die Kette der Verwicklungen, die endlich zur Herrschaft der Übermacht führte. Mays gestaltenreiche Ausführungen an Ort und Stelle zu lauschen, umgeben von denselben geheimnisvollen Wäldern, die einst Zeugen all dieser Begebenheiten waren, war von unvergänglichem Reiz für mich.

Amerika hat überhaupt einen tieferen Eindruck auf mich gemacht, als der sonnendurchglühte Orient. In Amerika waren wir beide ganz allein, was auf der achtmonatigen Orientreise nicht der Fall war. Aber [68] auch dort bewunderte ich das gleiche tiefe Wissen und die fabelhafte Gestaltungskunst, die dem heißen toten Sand der Wüste eine Fata Morgana nach der anderen entlockte und Jahrtausende am Geist des Zuhörers vorüberziehen ließ, ihn so verhindernd, den Sonnenbrand und die Mühsal eines Wüstenrittes zu empfinden. Ja selbst im heißen Samum hielt er munter aus und stützte uns durch seine schier unversiegliche Kraft, als der feine Sand schon unsere Augen entzündet und alle Schleimhäute verdorrt hatte. Am Ziel angelangt, brachen wir wie tot zusammen, und er allein sorgte noch für uns, als ob die furchtbare Anstrengung – stundenlang im Sattel – keinen Einfluß auf ihn hätte. Mit heiteren Scherzen überwand er unsere Niedergeschlagenheit und verstand uns einzureden, daß die wie schmutziges Öl fließende Beduinenbutter etwas „Köstliches“ sei.

Eine Orientreise, abseits von der großen Verkehrsstraße, ist übrigens eine ausgezeichnete Vorstudie zur deutschen Kriegsernährung, diese ist dagegen noch das reine Schlaraffenleben. Der Unterschied ist geradezu entsetzlich, wenn man z. B. in Port Said eines der herrlichen Schiffe des Bremer Norddeutschen Lloyd verläßt und nun gleich Bekanntschaft

mit dem Orient macht. Karl May bevorzugt auf allen seinen Reisen die Bremer Schiffe, die auch nach meinen Erfahrungen die vornehmsten Schiffe der Welt sind. Auch ich lernte auf meinen verschiedenen



Karl May am Denkmal des Indianerhäuptlings Sa-go-ye-wah-ta (Hee Keeps them awake).



Araberdorf. Photographie von Klara May.

Reisen viele Linien kennen, Italiener, Griechen, Orientalen, Franzosen, Engländer, Amerikaner und Russen, aber keine Linie kann sich mit der Bremer messen. Nur durch die Schiffe des Norddeutschen Lloyd wurde mir die See lieb, die mir von [69] einer Reise nach Norwegen der Inbegriff alles Schrecklichen war, da ich arg unter der Seekrankheit gelitten hatte. Auf der „Kronprinzessin Cäcilie“ hatten wir einen Seegang, der die Wellen bis zu vier Stock Höhe trieb, die eisernen Luken mußten geschlossen werden, und dennoch entging ich dieser abscheulichen Krankheit. Nur auf einem russischen Schiff hatte ich später noch einmal das Vergnügen, acht Tage seekrank zu sein. Karl May gehörte zu den glücklichen Naturen, die nie seekrank werden. Je toller der Seegang war, desto lieber war es ihm, nichts vermochte ihn vom Deck herunterzubringen, und einmal, als das Wüten der Elemente gar zu arg war, ließ er sich und seinen Stuhl anbinden und blieb dennoch auf Deck; die durchnäßten Kleider störten ihn nicht.

Einen ganz besonderen Reiz hatten für ihn die stillen Mondnächte. Am liebsten sprach er da vom Roten Meer, dort benützte er in keiner Nacht seine Kabine und ein Teil seiner „Himmelsgedanken“ entstand dort. Diese „Himmelsgedanken“ sind fast durchweg Nachtschöpfungen. Einen Teil davon schrieb er am See Genezareth auf dem Dach des französischen Klosters in Tiberias. Später führte er auch mich dorthin, doch wurde mir nicht erlaubt, es zu betreten. Für den See Genezareth hegte Karl May eine große Vorliebe; als er seine weiten Ufer umkreiste, stieß er auf die Haddediin, die von der Not der verbrannten Steppe bis dorthin getrieben waren. Sie verkauften junge Kamele, um Lebensmittel dagegen einzutauschen, zu lächerlich geringen Preisen. Diese Tatsache bestätigte mir später Pater Bieber, der Direktor der deutschen Palästina-Gesellschaft in Kapernaum, gelegentlich eines [70] Besuches bei ihm, wo ich den ersten Kaffee mit Ceylon Cardamum gewürzt trank, den die Mekkapilger mitbringen und der dort als etwas ganz unerhört Kostbares gilt. Bei Pater Bieber fanden wir auch Karl Mays Werke. Er selbst ist ein begeisterter Leser und er erzählte uns, daß Karl May sein Lehrer im Umgang mit den Beduinen gewesen sei. Jetzt gilt er dort unter diesen Leuten als Berater und Helfer in allen Lebenslagen. Er ist ihr Richter und Arzt, gestattet sich auch zuweilen einen Scherz mit ihrer kindlichen Einfalt. Einer davon mag zur Probe hier angeführt werden.

Die Lehre Mohammeds verlangt Nachkommen, und zwar Söhne, je mehr, je besser, mindestens aber einen einzigen Sohn, damit dieser für die Seele des Vaters bete. Eines Tages kommt ein schon vom Alter gebeugter Beduine zum Pater Bieber und klagt ihm, daß er kinderlos sei, sich aber soeben ein junges Weib genommen habe; er möge ihm etwas geben, daß er einen Sohn bekomme. Der Schalk sitzt dem guten Pater im Nacken, er heißt den Mann



Karl May und Pater Bieber in Palästina (1900).

warten und formt ihm schnell zwölf Brotkugeln; diese übergibt er ihm, mit der Anweisung, jeden Abend davon eine zu genießen, aber eine Stunde vorher und eine Stunde nachher nicht zu sprechen. Dann werde sich der gewünschte Erfolg einstellen, vorausgesetzt, daß er keinen Fehler begehe. Längst hatte der Pater den Scherz vergessen, da eines Abends schon nach Sonnenuntergang klopfte es am Tor und eine Ziege blökt. Beim Nachschauen erkennt er seinen alten Beduinen. Er bringt ihm als Dank eine Ziege, die Pillen hatten geholfen ...

Die Einsamkeit und das ewige Einerlei müssen belebt werden und keiner war mehr geeignet, seinen [71] Posten dort am feierlichen See Genezareth auszufüllen, als der liebe, gute Pater Bieber. Noch gern denke ich an die schönen Stunden, die wir bei ihm verlebten. Wenn ich ihn und sein Heim anschau, wie ich es mir mitgenommen habe im Bilde, kommen all die schönen Erinnerungen jener Zeiten wieder. Solange Karl May lebte, stand er in Verbindung mit all den Bekannten aus jenen Zeiten; nun ist's stiller und stiller

geworden, vielleicht haben sich auch schon manche wieder um ihn versammelt in jenem Reich, in dem er jetzt weilt und dem wir alle zupilgern, zuerst vielleicht

Ihre alte

Klara May.



[Karl May in Bad Salzbrunn (1907)]

Randbemerkungen zu Karl Mays Dichten.

Von Max Geißler.

Alles ist romantisch an diesem Manne: seine Entwicklung, der Mensch, der Schriftsteller, seine Kunst, seine Kämpfe, seine Selbsteinschätzung.

Was Dichter von sich sagen: daß die Welt als goldener Traum vor ihrem jungen Herzen geschwankt und daß dann alles anders ward – trifft auch auf ihn zu. Aber er kam bis an sein Sterben nie recht zur Klarheit über sich selbst. Wahn und Wirklichkeit, Traum und Leben blieben in ihm unversöhnt. Man messe seinen Willen an dem Umfange seines Schaffens oder an dem Wege, den er zu wandeln hatte – so muß man bekennen: dieser Wille war ein Riese. Aber man messe ihn an seinen Niederlagen, Eingebungen der Stunde gegenüber – so war er ein Kind in seiner Schwäche. Auch darüber kam er mit sich selber nie zur Klarheit, sondern setzte dies Versagen des Willens auf Rechnung unbegreiflich waltender Mächte. Eine Auflehnung gegen diese gab es für ihn nicht. Und er selbst scheint nicht abgeneigt gewesen zu sein, sich als eine Einzelercheinung, voll von unerhörtem Licht und unerhörter Finsternis, und **[73]** damit als einen Typ des wahrhaft Genialischen zu betrachten, um das Gott und Teufel ringen, weil es beide besitzen möchten.

In Wahrheit ist es diese Willensschwäche, die zuletzt die Schuld daran trug, daß der Traum von seiner Dichtergroße so fern von der Erfüllung blieb.

Nun, es ist viel zu schwer gewesen für ihn von Jugend an, nicht rechts und nicht links vom geraden Weg abzuschweifen. Der Mensch ist die Summe der erziehlichen Einflüsse; der Erzieher sind bei jedem Menschen Tausende. Und Karl May hätte kein romantischer Träumer und Fabulierer sein dürfen, wenn er seinen Feinden hätte anders begegnen wollen, als er dies tat. Diese Feinde haben ihn und sein tapfer erzwungenes Werk in einer Art bekämpft, die im tiefsten widerwärtig ist: über alles Maß verblendet, wie nur der Haß verblenden kann.

Wäre er nicht mit jener Schwäche des Willens behaftet gewesen, so hätte er sich in schweigendem Trotze darüber hinweggesetzt. Und wäre er der Dichter gewesen, für den er sich hielt, so hätte er Werke geschaffen, die seine Feinde niedergerungen hätten. Statt dessen ließ er sich auf Polemiken ein und vermochte Vergehen aus der Zeit seiner Entwicklung damit doch nicht auszulöschen; ja er vermochte nicht einmal, diese als eine Folge der irgeleiteten Moral und Gewohnheiten seiner Umgebung von einst darzustellen. Er verfiel auf die zweifelhafte Erklärung des Spieles mystischer Kräfte. Und da man ihm die Ideale seines dichterischen Schaffens in höhnischer Verkennung abstritt, trat er in verzweifelter Verlassenheit für sich selber ein.

[74] Da ist es nun wichtig und interessant, zu beobachten, wie er seinen Wert an den geläufigen künstlerischen Lehren der Zeit maß und die richtige Elle doch niemals fand! Man war durch den Naturalismus gegangen, der die Wahrheit, d. i. Richtigkeit als die erste Forderung aufstellte. Aber diese rohe Katalogisierung der Außenwelt hielt nicht lange vor: man kam zum Symbolismus, d. h. man forderte (im direkten Anschluß an die Romantik) Einfühlen in die ewig geheimnisvolle Natur, und meinte, man dürfe nur andeuten, um dadurch nicht klare Begriffe zu wecken, sondern Seelenzustände hervorzurufen.

Während es sich Karl Mays Feinde mit brutaler Hartnäckigkeit angelegen sein ließen, ihm nachzuweisen, daß er so gar nichts taue, behauptete er: ganz im Gegenteil – gerade seine Werke entsprächen den neumodischsten Forderungen der Kunst, denen des Naturalismus und denen des Symbolismus dazu! Dabei passierte ihm das Mißgeschick, daß ja das eine das andere im Grunde genommen ausschließt. Er versteifte sich seinen Feinden zuliebe auf die wunderliche Angabe, daß er alle seine Reisegeschichten geradenwegs aus der Welt geholt habe (als gehöre die Verarbeitung einer „wirklichen Begebenheit“ zum Dichten!). Und wäre doch viel klüger gewesen, wenn er behauptet hätte: darauf kommt es ja gar nicht an! In seinen morgenländischen Erzählungen aber entdeckt er im Augenblick Brunnen tiefster Symbolik!

Nun gut – man kann ihm das ja zugestehen. Aber daß er diese Entdeckung erst nachträglich gemacht hat, ist kaum einer Auseinandersetzung wert. Er sah sich mißverstanden; er sah seine Werke in den Staub gezogen **[75]** und sprang dafür auf den Plan. Wäre seiner Zeit des Schlagwort „Romantik“ nicht so fremd gewesen, so hätte er mit viel geringerem Aufwand an Spitzfindigkeit nachweisen können, daß es auf seine Art vollendet passe.

Aber seine Poeteneitelkeit gebot es ihm anders. Darüber entfiel ihm der Maßstab für die Art seiner Begabung noch mehr. Ja, es macht den Eindruck, als habe sich dieser im Grunde frohmütige Fabulierer zeitweise selber belogen. Zum mindesten: er war ungerecht gegen sich selber, indem er – mit seinen Feinden – seine eigenen und guten Werte herabsetzte: er erklärte sie für naturalistisch oder symbolistisch. Wir, denen der Parteien Haß und Gunst den Blick nicht mehr trübt, könnten ihm heute sogar zugestehen, daß er alle seine Reisen erst – nach der Niederschrift seiner Werke unternommen habe! Man soll auf den doch nie in vollem Umfange gelingenden Nachweis, daß es anders sei, endlich einmal verzichten! Schiller hat die Schweiz nicht gesehen, man rühmt ihm die vollendetste dichterische Darstellung nie beobachteten Landes- und Volkstums nach; Stifter sah die Wüste nicht, und schuf im „Abdias“ das köstlichste Dichtwerk darüber ... es ließe sich diese Reihe unendlich fortsetzen. Warum soll Karl May nicht ausgezeichnete Schilderungen des Lebens und Treibens aus Gebieten gegeben haben, die er nie betrat, aber in denen seine Dichterseele während vieler Jahre Heimatrechte erwarb? Man stehe doch endlich von der albernen Forderung ab, daß der Dichter überall dabei gewesen sein müsse! Der Überschuß von Vorstellungen ist es, der den Dichter macht: es handelt sich für ihn nicht um das Sehen, sondern um das [76] Seherische. Eine glücklich erzählende Großmutter, ein von der Nüchternheit des Daseins nicht umzubringendes Traumherz, eine tiefversunkene Hingabe an seine Gesichte – das ist es, was den Dichter schafft! Das Leben dichtet Einzelbilder, aber ein episches Werk mit Schürzung der Fäden und ihrer kunstvollen Entwirrung, die den Leser in Spannung hält, bringt es nun und nimmer zuwege – das ist allein dem Dichter vorbehalten. Wie ein amerikanischer Urwald aussieht und wie sich das Leben darin abspielen muß, dies darzustellen ist zuletzt doch nur der starken Einfühlungskraft vorbehalten – nur ein Narr kann verlangen, daß der Erzähler am Lagerfeuer oder im indianischen Wigwam eine Friedenspfeife geraucht habe. Verlangt man von Dahn, daß der „Kampf um Rom“, oder verlangt man von Bulwer, daß „Die letzten Tage von Pompeji“ mehr als ein künstlerisches Erlebnis dieser Dichter waren? Nein – wenn das äußere Erlebnis das Dichtwerk schüfe, dann wären die besten Erzeugnisse aller Völker und Zeiten ungeschrieben!

Natürlich könnte gesagt werden: was Schiller, Stifter, Dahn und Bulwer sich erlauben dürfen, kann der Muse eines Karl May nicht zugestanden werden.

Dieser Einwurf ist zu billig und er forderte keine Entgegnung, wenn die Ungerechtigkeit gegen May nicht auch da mitspielte. Es ist bei der Fremdheit, mit der man im Durchschnitt dichterischem Schaffen gegenübersteht, sehr leicht, mit so einfältiger Behauptung zu blenden: der Dichter schreibe über Dinge, die er niemals gesehen habe. Der Dichter ist nun einmal nicht Berichterstatter, und es mag sich die Schilderung eines wirklichen Erlebnisses am indianischen Lagerfeuer ja [77] recht nett lesen – eine spannende Geschichte wird niemals daraus. Den realen Hausrat aber, den der Dichter braucht, können getrost andere für ihn sammeln (man denke nur immer an Bulwer und seine „Letzten Tage von Pompeji“!). Der Dichter, den die betreffenden Magazine voller geographischer, ethnographischer oder historischer Merkwürdigkeiten fesseln, baut sich die wirkliche Welt danach mit einer Sicherheit auf, die das Durchschnittsvermögen allerdings verblüffen. Über einer indianischen Tabakdose, einem Kriegsbeil oder einem Skalp gehen wohl selbst dem phantasielosesten Menschen eine Reihe wildwestromantischer Bilder auf. Dem Mann aber, der sein Herz und seine Träume von Jugend ab zwischen derartigem Hausrat spazierengeführt hat, schenken sie im Augenblicke der Anschauung einen dicken Band Erzählungen. Jawohl, das müssen uns die Nichtdichter nun schon glauben – ja, sie müssen uns sogar glauben, daß dies der weit geschicktere Weg ist, zu einer prächtigen Erzählung zu gelangen. Wogegen eine Reise zu den Indianern mit Sicherheit nicht halb so ertragreich ist; denn es liegen da eine Menge Klötze auf dem Pfade, an denen die Königin Phantasie ihr strahlendes Kleid um allen Glanz bringen kann. Karl May ist vor der Niederschrift seiner Erzählungen genau so verfahren wie Dahn, Schiller, Stifter oder Bulwer: er hat sich eingefühlt in fernes Land und Leben – eingefühlt in des Wortes erschöpfender Bedeutung; denn erst in diesem Fall vermag der Dichter zu dem Überschuß an Vorstellungen zu gelangen, ohne den er die Feder zu seinem Werke vergeblich ansetzen würde.

Ich nehme dabei schlechthin an: Karl May hat die [78] wenigsten Gegenden gesehen, in denen seine Erzählungen spielen. Oder er hat sie erst nachträglich gesehen. Mit Sicherheit gesehen hat er z. B. den Orient. Und für jene Märchen brauchte er die unmittelbare Anschauung am allerwenigsten! Aber – wie gesagt: auf diese kommt es gar nicht an. Sondern auf das dichterische Erleben. Deshalb ist der Streit um diese Dinge so ungeheuer lächerlich. Wir Dichter wissen nur zu genau, wie uns die müßige Frage:

„Haben Sie denn das auch alles gesehen?“ an allen Ecken entgegenwächst. Wenn Karl May solch törichte Fragen dann geantwortet hat: „Natürlich!“ so hätte er einfach klug gehandelt; denn er hätte damit einen Narren kurzweg zur Seite geschoben. Aber er hätte auch nicht die Unwahrheit gesagt: denn mehr als tausendmal hat sein sinnender Geist die seenstillen Wälder durchzogen, in denen die weißen und roten Feuer brennen, in denen der Zauber der Unberührtheit um träumende Inseln weht. Wäre es anders, so hätte er dies alles nicht geschrieben! Und wenn ihm heute Geographen und Ethnographen bescheinigen, daß seine Darstellung „stimme“, stimme bis auf die Meile der Urwaldstraße hinab, so ist das nicht ein Zeugnis für die Wild-West-Fahrten des Dichters, sondern ein Zeugnis für die innere Wahrhaftigkeit seiner Darstellung und für seine geregelte Phantasie, die mehr erschaut und sicherer sah, als die Naseweisheit seiner närrischen Kritiker erkannt haben würde, wenn diese leibhaftig an all den Dingen herumgesehen hätten, von denen Karl May erzählt.

Aber er ist nicht ganz schuldlos an den Anfeindungen, denen er begegnete. Es scheint, als habe er [79] mehr als den Ehrgeiz gehabt, ein gängiger Volksschriftsteller zu sein. Vielleicht hat er sich für einen großen Dichter und obendrein für einen Philosophen gehalten. Er war eben auch in seinem Verkehr mit sich selbst Romantiker. Es soll ihm wahrlich kein Vorwurf aus seiner Selbsteinschätzung gemacht werden – denn wo wäre der Mensch, dem es nicht geschähe, daß er hier und da sein Wollen mit seinem Können verwechselte und der für sich allenthalben das richtige Maß besäße? ... Auch darauf scheint ein Teil des Widerspruches, den sein Werk erfuhr, zurückzuführen zu sein.

Aber auch in diesem Fall darf man sich auf seine Seite stellen. Die Kampfweise seiner Gegner verlor schließlich alle Sachlichkeit, artete zu einer widerlichen Karl-May-Hetze aus und – konnte natürlich die Wahrheit über ihn auf die Dauer nicht besiegen.

Nur die Literaturgeschichtsschreiber halten es im allgemeinen auch heute noch unter ihrer Würde, ihm Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Seine Bedeutung für etwa 35 Millionen Deutsche schaffen sie damit nicht aus der Welt. Und für einige Jahrzehnte – vielleicht für länger – dürfte feststehen:

Karl May war der letzte, fruchtbarste und geschickteste volksmäßige Erzähler aus jener Reihe, die durch den Namen Cooper am sichersten gekennzeichnet wird. Man zählt seine Werke zu den Reiseromanen – vielleicht mit größerem Rechte hieß er ein romantisch-historischer Schriftsteller; gründliche Studien in Schrift und Leben rechtfertigen diese Bezeichnung durchaus. Seine glänzende Erzähltechnik, der Reichtum der Handlung, die Anschaulichkeit der Darstellung, das Stoffgebiet [80] und die Durchsichtigkeit der Sprache sichern seinen Werken in breiten Schichten Heimrecht. Er ist belehrend, ohne lehrhaft zu sein; er fesselt, doch ohne verderbliche Absichten. Er befriedigt die romantische Sehnsucht des Volkes nach einer fremden Welt, ohne die Sinne in bedenklicher Weise zu erregen. Er ist ein flüssiger Erzähler. Zu dichterischem Gepräge der Form gelangt er selten. Seine Sprache ist oft weitschweifig, nüchtern, klappernd – aber für weite Kreise, die leichte und anregende Erholung fordern, ist er auf seinem Stoffgebiet unübertroffen. Der dichterisch anspruchsvolle Leser kommt bei ihm wohl nicht auf seine Kosten, aber der Gemütsreichtum seiner Darstellung ist von suggestiver Kraft. Karl May gehört wegen seiner volksmäßigen Vorzüge in jede öffentliche Bücherei.

Am Grabe Winnetous.

An Karl May.

Am Grabe Winnetous stand ich im Traum.
Im Morgenrot erglomm des Urwalds Saum,
Der Rocky Mountains helle Bäche rannen,
Eintönig rauschten fernher die Savannen.
Und um mich drängte weit sich wie ein Meer
Von Menschen rings ein ungezähltes Heer:
Vieltausende, die voll von Seelenwunden
An diesem Grab aufs neue Trost gefunden,
Vieltausende, die einst im Dunkel irrten
Und denen Gott aufs neue ward zum Hirten,
Vieltausende, die, einst voll Haß und Fehle,
Hier wieder fanden ihre reine Seele

Und staunend fragte ich das Menschenmeer:
„Wie fandet ihr zu diesem Grabe her?“
Und all die Tausende, die weither kamen,
Sie riefen jubelnd *D e i n e n* Dichternamen –
Und alle sprachen, denen ich begegnet:
„Sein Angedenken ist für uns gesegnet.“

(1909)

Dr. Lorenz Krapp.

Unter den Indianern Nordamerikas.

Von George Catlin.

1. Die „Medizin“.

Das Wort „Medizin“, das „Geheimnis“ bedeutet, spielt eine große Rolle bei den Indianern. Die Pelzhändler im westlichen Nordamerika sind fast sämtlich Franzosen und nennen natürlich einen Arzt „*medicin*“. Das Indianer-Land ist aber voll von Ärzten, und da sie alle Zauberer und in viele Geheimnisse eingeweiht sind, oder dies wenigstens behaupten, so ist das Wort „Medizin“ auf alle geheimnisvollen oder unerklärlichen Dinge angewendet worden. Die Engländer und Amerikaner, die diese Gegenden ebenfalls besuchen und dort Handel treiben, haben das Wort mit einer kleinen Veränderung, aber in derselben Bedeutung angenommen; sie nennen jene Personen „Medizin-Männer“, was etwas mehr sagen will als Arzt. Alle Ärzte zwar sind Medizin-Männer, da man glaubt, daß sie sämtlich bei der Ausübung ihrer Kunst sich mehr oder weniger mit Geheimnissen oder Zauberei befassen. Da es aber sowohl unter den Indianern, als unter den jene Gegenden besuchenden Weißen [83] Personen gab, die in den Geheimnissen bewandert waren, ohne von der Anwendung von Arzneien etwas zu verstehen, so war es notwendig, dem Wort eine noch weitergehende Bedeutung zu geben. Man bezeichnet diese Leute jetzt⁹ alle mit dem umfassenden Namen „Medizin-Männer“. Auch ich erschien diesem abergläubischen Volk als ein Medizin-Mann ersten Ranges, weil die Malerei ihnen etwas Unerklärliches und Unbekanntes war und daher von ihnen die „größte Medizin“ genannt wurde. Meine mit Perkussionsschlössern versehene Flinte und Pistolen waren große Medizin, und kein Indianer konnte dazu bewogen werden, sie abzufeuern, denn, sagten sie, sie wollten mit des weißen Mannes Medizin nichts zu tun haben.

Die Indianer bedienen sich jedoch nicht des Wortes Medizin, sondern jeder Stamm hat ein eigenes Wort dafür, das gleichbedeutend ist mit „Geheimnis“ oder „Geheimnis-Mann“.

Der Medizin-Beutel ist daher der „Geheimnis-Beutel“, und man muß seine Bedeutung und Wichtigkeit kennen, da er gewissermaßen der Schlüssel zu dem Leben und Charakter der Indianer ist. Diese Beutel werden aus Häuten von Säugetieren, Vögeln oder Amphibien gemacht und nach dem Geschmack oder der Laune des Verfertigers auf die mannigfaltigste Weise verziert oder aufbewahrt. Sie werden gewöhnlich an einem Teil der Kleidung des Indianers befestigt oder in der Hand getragen und sind oft so verziert, daß sie seiner Person zum Schmuck dienen. Sie werden stets [84] mit Gras, Moos oder ähnlichen Dingen ausgestopft und enthalten gewöhnlich gar keine Arzneien, da sie gewissenhaft verschlossen und versiegelt und selten oder nie geöffnet werden. Jeder Indianer im Naturzustand hat seinen Medizin-Beutel in irgend einer Form; er beweist ihm die größte Verehrung und erwartet von ihm sein ganzes Leben hindurch Sicherheit und Schutz. Man möchte dies in der Tat eine Art Götzendienst nennen, denn zuweilen scheint er ihn wirklich anzubeten. Oft werden als Medizin für einen Mann Feste veranstaltet und Hunde und Pferde geopfert; auch unterwirft sich der Indianer Tage, ja Wochen lang strengen Fasten und Bußübungen verschiedener Art, um seine Medizin zu besänftigen, wenn er glaubt, sie beleidigt zu haben.



Ein Medizinmann. Nach George Catlin.

⁹ Catlin begann seine Reisen im Jahre 1832. Zu diesem Beitrag vgl. die Einführung Seite 11.

Längs der Grenze, wo die weißen Männer über diesen albernem und nutzlosen Gebrauch lachen, ist er größtenteils abgeschafft; aber in den Gegenden am oberen Missouri besteht er noch in voller Kraft, und jeder männliche Indianer trägt seinen übernatürlichen Zauber oder Beschützer bei sich, auf den er blickt, wenn er sich im Gefecht oder in anderer Gefahr befindet; in solchen Fällen keinen Medizin-Beutel bei sich zu haben, wird für eine üble Vorbedeutung gehalten.

Dieser sonderbare und wichtige Gegenstand wird auf folgende Weise bereitet. Wenn ein Knabe 14 oder 15 Jahre alt ist, so verläßt er auf zwei, drei, vier oder fünf Tage das Zelt seines Vaters, um „seine Medizin zu machen“. Er legt sich dann an einem entfernten einsamen Ort auf die Erde, ruft den großen Geist an und fastet während dieser ganzen Zeit. Schläft er in dieser Zeit der Enthaltbarkeit und Gefahr ein, so wird **[85]** das erste Tier (Säugetier, Vogel oder Reptil), von dem er träumt oder geträumt zu haben vorgibt, als dasjenige betrachtet, das der große Geist zu seinem geheimnisvollen Beschützer für das ganze Leben bestimmt hat. Er kehrt sodann in seines Vaters Zelt zurück, erzählt seinen Erfolg und, nachdem er seinen Hunger und Durst gestillt hat, begibt er sich mit Fallen hinweg, bis er das ihm bestimmte Tier erlegt hat. Dessen Haut bewahrt er ganz auf, verziert sie nach Gefallen und trägt sie lebenslang als „glückbringend“, wie er sagt, bei sich. Sie verleiht ihm Stärke im Kampf und wird bei seinem Tod mit ihm beerdigt als sein schützender Genius, der ihn sicher in die schönen Jagdgelände leitet, die in der anderen Welt seiner warten.

Der Medizin-Beutel ist dem Indianer um keinen Preis feil; wer ihn verkaufte oder weggäbe, würde in seinem Stamm mit ewiger Schande gebrandmarkt werden. Auch läßt schon der Aberglaube des Indianers dies nicht zu, da er ihn als Geschenk des großen Geistes betrachtet. Verliert der Indianer den Medizin-Beutel im Gefecht, so ist die Schande, und wenn er noch so tapfer für sein Land kämpft, kaum weniger groß, als wenn er ihn verkauft oder verschenkt hätte. Der Feind, der ihn erbeutet, zeigt ihn seinem Volk als Siegeszeichen, während der, der ihn verloren hat, die Achtung, die andern jungen Männern des Stammes gezollt wird, verliert und den Beinamen „ein Mann ohne Medizin“ oder „der, welcher seine Medizin verloren“, erhält, bis es ihm gelingt, den Verlust zu ersetzen. Dies kann jedoch nur geschehen, wenn er im Kampf einem von seiner Hand erlegten Feind den Medizin-Beutel abnimmt. Ist dies geschehen, so hat **[86]** er die Achtung seines Stammes wieder gewonnen, ja er steht sogar noch höher in ihr. Denn ein solcher Beutel wird „die beste Medizin“ oder „ehrenvolle Medizin“ genannt.

Es ist ein sonderbarer Umstand, daß ein Indianer nur einmal im Leben seine Medizin selbst machen, sie aber durch die Medizin seines Feindes ersetzen kann. Beide Bestimmungen sind ein wichtiger Beweggrund für ihn, im Gefecht tapfer zu streiten: die erste, um seine Medizin zu schützen und zu bewahren, die zweite, damit er, falls er das Unglück hat, sie zu verlieren, sie ersetzen und seinen Ruf wieder erlangen kann.

Ich konnte auf meinen Wanderungen niemals, selbst nicht für die höchsten Preise, einen Medizin-Beutel von einem Indianer kaufen und selbst an der Grenze, wo sie seinem Gebrauch entsagt haben, kann ein weißer Mann wohl den Indianer bewegen, seinen Medizin-Beutel abzulegen, aber nicht, ihn zu verkaufen. Der Indianer wird ihn, dem weißen Mann zu Gefallen, und um ihn vor unheiliger Berührung zu schützen, vergraben, aber er wird stets in der Nähe dieses Ortes herumstreifen und sein ganzes Leben hindurch diesen zu gewissen Zeiten besuchen und ihm seine Verehrung beweisen.

Diese wunderlichen Anhänge an der Kleidung eines Indianers werden aus den Häuten der verschiedensten Tiere gemacht, wie Otter, Biber, Bisamratte, Wiesel, Waschbär, Iltis, Fledermaus, Maulwurf, Maus, Schlange, Frosch, Kröte, Habicht, Adler, Elster, Sperling usw. Zuweilen wird sogar die Haut eines Wolfes dazu genommen, während in anderen Fällen das Tier so klein ist, daß es sich unter der Kleidung verbirgt.

[87] Alle Stämme haben ihre Ärzte, die auch Medizinmänner, und zwar die angesehensten, sind. Sie werden ordentlich aufgefordert, den Kranken Arznei zu verordnen, wofür man sie bezahlt; manche von ihnen erlangen große Geschicklichkeit in ihrem Fach und eine große Berühmtheit unter ihrem Volk. Zuerst verordnen sie Wurzeln und Kräuter, von denen sie eine Menge verschiedene Arten haben, und wenn diese nichts helfen, so schreiten sie zur Anwendung ihres letzten Mittels, nämlich der Medizin oder des Geheimnisses. Wenn sie zu diesem Zweck dem Kranken den letzten Besuch abstatten, so ziehen sie einen auf die wunderlichste Weise zusammengesetzten Anzug an, tanzen über dem Kranken, schütteln ihre schrecklichen Rasseln und singen Zaubergesänge, in der Hoffnung, den Leidenden durch Zauberei zu heilen. Es kommen allerdings Fälle vor, daß der Kranke während der Anwendung dieser albernem Mittel sich wieder erholt; dann sieht man den scharfsinnigen Sohn des indianischen Aeskulap mehrere Tage auf dem Dach eines Wigwam stehen, wie er der gaffenden Menge ohne allzu große Bescheidenheit kund tut, welche

erstaunliche Geschicklichkeit er in seiner Kunst erworben, und wie seine Medizin durchaus unfehlbar sei. Stirbt dagegen der Kranke, so wechselt der Arzt seine Kleider, vermischt seine Klagen mit denen der Leidtragenden und versichert, es sei der Wille des großen Geistes gewesen, daß der Kranke sterbe, weshalb seine schwachen Bemühungen, als man ihn gerufen, nicht hätten wirken können. Dies genügt dem unwissenden und abergläubischen Volk, und der Ruf und Einfluß des Arztes bleibt ungeschwächt.

[88] Ich hatte Gelegenheit, einer solchen Anwendung der Medizin beizuwohnen, als bei dem Fort ein Schwarzfuß-Häuptling von einem Knistenaus-Indianer erschossen worden war; es geschah dies auf folgende Weise:

Es hatten sich mehrere hundert Zuschauer, Indianer und Pelzhändler, um den sterbenden Häuptling versammelt. Als es hieß, der Medizinmann komme, mußten die Anwesenden um den Verwundeten einen Kreis von neun bis zwölf Metern Durchmesser bilden für die wunderbaren Operationen des Doktors, und zugleich wurde ihm so viel Platz gemacht, daß er durch die Menge hindurchgehen konnte, ohne jemand zu berühren. Als dies geschehen war, erschien der Medizinmann mit langsamen und vorsichtigen Schritten in dem Kreise, wo die tiefste Stille herrschte und man nur das leise und zufällige Tönen der Rasseln an seiner Kleidung hörte. Sein Kopf und Körper waren ganz mit der Haut eines gelben Bären bedeckt, dessen Kopf ihm als Maske diente und dessen Klauen ihm auf die Handgelenke und die Knöchel herabreichten; mit der einen Hand schüttelte er die furchterregende Rassel und in der anderen schwang er seine Medizin-Lanze oder den Zauberstab. Die Mißtöne der Rassel begleitete er mit den Sprüngen und dem Geschrei der Indianer und dem abscheulichen und schrecklichen Grunzen, Knurren und Brummen des wütenden Bären, während er in plötzlich herausgestoßenen Kehltönen Zaubersprüche an die guten und bösen Geister richtete und um den im Todeskampf liegenden Mann herumtanzte, über ihn hinwegsprang, ihn mit den Füßen stieß und ihn nach allen Richtungen herumzertrte.

[89] Dies währte etwa eine halbe Stunde, bis der Verwundete starb, worauf der Medizinmann sich tanzend entfernte und alles, was zu seiner Amtskleidung gehörte, sorgfältig verpackte, um es den profanen Augen zu entziehen.

Dieser Anzug ist das wunderlichste Gemisch von Gegenständen des Tier- und Pflanzenreiches. An der Haut des gelben Bären, der hier selten vorkommt, daher als eine Ausnahme von der regelmäßigen Ordnung der Natur und folglich als große Medizin betrachtet wird, sind Häute von mancherlei Tieren befestigt, die ebenfalls Mißbildungen, und daher Medizin sind; ferner Häute von Schlangen, Fröschen und Fledermäusen, Schnäbel, Zehen und Schwänze von Vögeln, Hufe von Hirschen, Ziegen und Antilopen – mit einem Wort – etwas von allem, was in diesem Teil der Welt schwimmt, läuft oder fliegt.

Diese Männer, die, wie bereits gesagt, in ihrem Stamm als Würdenträger betrachtet werden, stehen in der höchsten Achtung, jedoch nicht sowohl wegen ihrer Kenntnisse in ihrer *materia medica*, als vielmehr wegen ihrer Geschicklichkeit in der Zauberei und den Geheimnissen. Sie fehlen keinem Stamm, und überall sind die Ärzte zugleich Beschwörer, Zauberer, Wahrsager und – man möchte sagen – auch Oberpriester, da sie alle religiösen Zeremonien beaufsichtigen und leiten. Man betrachtet sie überall als Orakel, sie nehmen an allen Beratungen über Krieg und Frieden teil, und es wird keine öffentliche Handlung unternommen, ohne erst ihre Meinung einzuholen, auf die stets das größte Gewicht gelegt wird.

[90]

2. Der Büffeltanz.

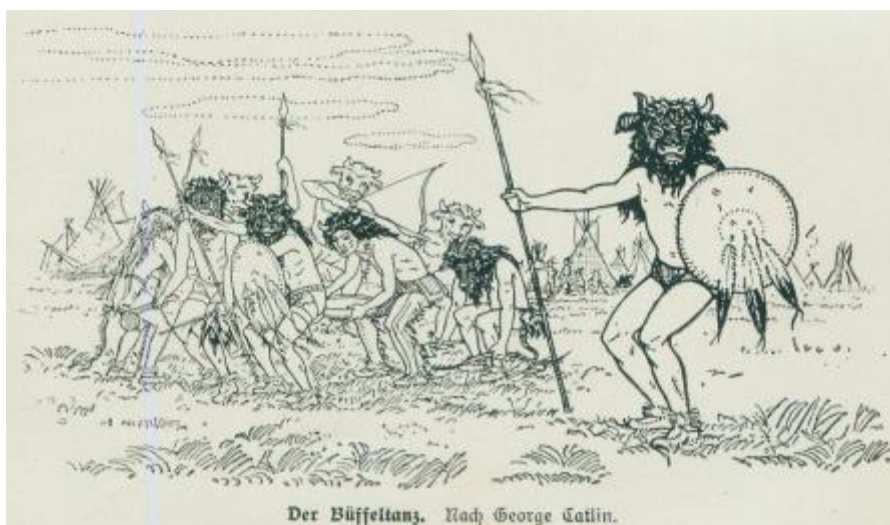
Die Mandaner, Indianer mit feststehendem Dorf am westlichen Ufer des Missouri, führen gleich allen anderen Stämmen ein müßiges Leben und verbringen daher den größten Teil ihrer Zeit mit Belustigungen und Vergnügungen, an denen sie sehr reich sind. Unter diesen Zeitvertreibern nehmen die Tänze die erste Stelle ein. Es gibt deren sehr viele, wie den Büffeltanz (*boasting dance*), den Bettlertanz, Skalptanz und ein Dutzend andere, deren jeder seinen eigentümlichen Charakter, seine Bedeutung und seinen Zweck hat.

Diese Belustigungen haben etwas ungemein Groteskes und erscheinen dem Reisenden, der weder ihre Bedeutung noch ihre Wichtigkeit kennt, als ein rohes Gemisch von Hüpfen, Sprüngen und Jauchzen und mißtönenden Kehllauten; aber wenn man sie aufmerksam betrachtet und wenn man so glücklich gewesen ist, in ihre geheime Bedeutung eingeweiht zu werden, so erwecken sie die höchste Teilnahme. Jeder Tanz hat seine eigentümliche Fußbewegung, und jede Fußbewegung ihren eigenen Sinn; jeder Tanz hat auch seinen eigenen Gesang, der oft so verwickelt und geheimnisvoll ist, daß unter zehn jungen Leuten, die an

dem Gesang und Tanz teilnehmen, häufig nicht einer dessen Bedeutung kennt. Nur den Medizinmännern ist es gestattet, den Gesang zu verstehen; aber auch sie werden gewöhnlich nur gegen einen guten Ehrensold in diese Geheimnisse eingeweiht, die großen Fleiß und Studium erfordern. Es gibt unlegbar einen bestimmten Gesang und Ausdruck für jeden Tanz, denn die Gesänge sind vollkommen abgemessen und werden in genauem Takt [91] mit dem Trommelschlage, und zwar immer mit einer gleichförmigen und unveränderlichen Reihe von Tönen und Ausdrücken, abgesungen; diese deuten klar erkennbar gewisse Gefühle an, die durch die Stimme ausgedrückt werden, wenn auch zuweilen in keiner bekannten Sprache.

Sie haben noch andere Tänze und Gesänge, die nicht so geheimnisvoll sind und von jedermann gesungen und verstanden werden, da man sie in der Nationalsprache singt; es ist viel Poesie in ihnen und sie sind vollkommen metrisch, aber nicht gereimt.

Einer dieser Tänze ist der Büffeltanz, dessen Lärm mich mehrere Tage hindurch betäubt hat. Ihn will ich jetzt beschreiben.



Die Büffel sind bekanntlich eine Art herumschweifender Tiere, die sich zuweilen in großer Menge versammeln und von Osten nach Westen oder von Norden nach Süden wandern. Daher fehlt es den Mandanern oft plötzlich an Nahrungsmitteln, und da sie ein schwacher Stamm sind und sich nicht gern weit von Haus entfernen, um nicht mit ihren mächtigeren Feinden zusammenzutreffen, so sind sie zuweilen fast dem Hungertod nahe. Bei einer solchen Gelegenheit bringt ein jeder seine Maske, eine Büffelhaut mit den Hörnern, die er für solche Fälle in Bereitschaft halten muß, aus seiner Hütte hervor und der Büffeltanz beginnt, damit, wie sie sagen, „die Büffel kommen“. Dieser Tanz soll nämlich die Büffel bewegen, ihre Richtung zu ändern und auf den schönen Hügeln in der Nähe zu grasen, damit man sie schießen und zur Befriedigung des Hungers kochen kann.

[92] Den größten Teil des Jahres hindurch können die jungen Krieger und Jäger, wenn sie sich eine oder zwei englische Meilen¹⁰ vom Dorf entfernen, Büffel in Menge erlegen, und man sieht zuweilen große Herden dieser Tiere im Angesicht des Dorfes grasen. Zu anderen Zeiten streifen dagegen die jungen Männer so weit umher, als es sich mit Sicherheit tun läßt, ohne daß sie Wild antreffen. Diese traurige Nachricht wird den Häuptlingen und Doktoren mitgeteilt, die dann in feierlicher Versammlung über die zweckmäßigsten Maßregeln beraten, bis sie endlich übereinkommen, daß alte und einzig wirksame Mittel, das „niemals fehlgeschlagen hat“, anzuwenden.

Der Häuptling läßt dies sodann durch seine Boten oder Ausrufer im Dorf bekannt machen – und in wenigen Minuten beginnt der Tanz auf dem öffentlichen Platz in der Mitte des Dorfes vor der großen Medizinhütte. Etwa zehn oder fünfzehn Mandaner tanzen zu gleicher Zeit, wobei jeder die Kopfhaut eines Büffels mit den Hörnern auf dem Kopf und seinen Lieblingsbogen oder seine Lanze, womit er den Büffel zu töten pflegt, in der Hand trägt.

Ich sagte oben, daß dieser Tanz stets den gewünschten Erfolg hat; allein dies kann auch nicht anders sein, denn er wird Tag und Nacht ununterbrochen fortgesetzt, bis „die Büffel kommen“, und hat zuweilen

¹⁰ Eine englische Meile = 1,5 Kilometer. [1,609 km]

schon drei Wochen gedauert. Der Lärm der Trommeln und Rasseln, der Gesang und das Jauchzen erschallen unaufhörlich, und die Zuschauer mit Masken und Waffen [93] stehen bereit, um diejenigen zu ersetzen, die vor Ermüdung aus dem Kreise treten.

Während dieser allgemeinen Aufregung stehen Wachen auf den benachbarten Hügeln, die, sobald sie Büffel erblicken, ihre Büffelmäntel in die Luft werfen, ein Zeichen, das sogleich von dem ganzen Stamm verstanden wird. Bei dieser erfreulichen Kunde wird dem großen Geist, ganz besonders aber dem Medizinmann und den Tänzern, die die unmittelbare Ursache dieses glücklichen Ereignisses sind, lauter Dank dargebracht. Es werden sodann schnell die Anstalten zur Jagd getroffen, und nach der Rückkehr von ihr werden die besten Stücke der erlegten Tiere dem großen Geist geopfert, worauf ein tüchtiges Mahl gehalten wird.



Ich habe bereits erwähnt, daß jeder Mann im Dorf der Mandaner verpflichtet ist, eine Büffelmaske zu besitzen, die an einem Pfosten am Kopfende seiner Lagerstätte hängt, und sogleich aufgesetzt wird, wenn der Häuptling den Büffeltanz befiehlt. Die Maske wird auf den Kopf gesetzt, und gewöhnlich befindet sich daran ein Hautstreifen von der ganzen Länge des Tieres mit dem Schwanz, der über den Rücken des Tanzenden herabhängt und auf der Erde nachschleppt. Ist ein Tänzer ermüdet, so neigt er den Körper vorwärts gegen den Boden, ein anderer schießt mit einem stumpfen Pfeil nach ihm, worauf er zu Boden fällt wie ein Büffel. Die Umstehenden springen sogleich hinzu, schleppen ihn bei den Füßen aus dem Kreise, ziehen ihre Messer, und nachdem sie alle Bewegungen wie beim Abziehen und Zerschneiden des erlegten Büffels vorgenommen haben, lassen sie ihn liegen, [94] und seine Stelle wird sofort von einem andern eingenommen. Auf diese Weise kann der Tanz mit Leichtigkeit Tag und Nacht fortgesetzt werden, bis es den gewünschten Erfolg hat und „die Büffel kommen“.

Der Tag, an dem frühmorgens der mehrtägige Tanz, dem ich beiwohnte, endlich durch das erwähnte Zeichen geschlossen wurde und der daher mit Freude und Dank gegen den großen Geist begann, endigte mit einem Unglücksfall, der das ganze Dorf in Trauer versetzte; und das in einer Zeit des Mangels und der Not. Nachdem nämlich der Tanz drei bis vier Tage gewährt hatte, wurde von einem benachbarten Hügel das Zeichen gegeben, daß man eine Büffelherde, jedoch in ziemlicher Entfernung, sehe. Sogleich hörte der Tanz auf, und statt des unangenehmen Schlagens der Trommeln und des Geschreies der Tänzer hörte man überall das Stampfen der Rosse. Die jungen Männer warfen ihre Kleider ab, ergriffen noch eine Handvoll Pfeile aus ihrem Köcher, sandten noch einen Blick auf ihre Geliebten und schwangen sich auf ihre Pferde. In wenigen Minuten war alles voll Leben und Bewegung – die Bogensehnen schwirrten, die Lanzen wurden in die Erde gestoßen, um sie blank zu machen, jedes Gesicht und jedes Auge erstrahlte vor Freude und Heiterkeit. Die Pferde stampften wiehernd vor Ungeduld den Boden, und als der Dolmetscher der Pelzkompanie, Louis Frenie, mit seiner Flinte in der Hand und dem Pulverhorn an der Seite, Kopf und Leib mit einem Tuch umwunden, die Hemdärmeln bis zu den Schultern aufgestreift, durch das Dorf galoppierte und das Jagdgeschrei ausstieß, das sogleich durch das ganze Dorf widerhallte, da folgte ihm die jagdlustige [95] Jugend, und im gestreckten Galopp ging es auf die benachbarten Hügel zu.

In dem Dorf, wo man noch soeben den Hungertod befürchtet hatte, herrschte nunmehr Freude und

Fröhlichkeit. Die Häuptlinge und Medizinmänner, die seit mehreren Tagen sehr kleine Rationen aus dem öffentlichen Vorrat an die Gemeinde verteilt hatten, gaben nun ihre Privatvorräte preis, damit man sich sättige und dem großen Geist dafür danke, daß er ihnen Büffelfleisch gesandt habe. Es begann nun ein allgemeines Schmausen, und Vorräte, die im Notfall noch auf mehrere Wochen ausgereicht hätten, wurden fast ganz verzehrt und die halbabgenagten Knochen und die halbgeleerten Schüsseln überließ man den Hunden. Bei dieser allgemeinen Fröhlichkeit hatte man auch meiner nicht vergessen – man sandte mir mehrere große Schüsseln mit Pemikan¹¹ und anderen Lebensmitteln, die ich in dieser Zeit der Not dankbar annahm.



Das Einfangen eines wilden Hufians. Nach George Catlin.

Nachdem die Mahlzeiten vorüber waren und die Hunde die Schüsseln ausgeleckt hatten, begannen die üblichen Spiele und Belustigungen, und überall im Dorf herrschte Fröhlichkeit und Freude. Da hörte man plötzlich Geschrei – Weiber und Kinder erstiegen sofort die Dächer der Wigwams, und richteten ihre Augen und Hände nach der Prärie, während die Krieger wütend durch das Dorf rannten, ihr Rachegeschrei ausstießen und ihre tödlichen Waffen aus den Hütten holten. Zwei von den Jägern bogen um den Hügel [96] herum nach dem Dorf zu, ein dritter kam plötzlich aus einer tiefen Schlucht hervor, ein vierter kam über die grünen Hügel herab und alle eilten in vollem Jagen auf das Dorf zu; bald kamen noch mehrere und die Bewohner umringten sie unter Geschrei und Weinen. Ihr Aussehen erklärte alles; denn der eine blutete an der nackten Brust und sein milchweißes Pferd war ganz blutrot gefärbt, ein zweiter hielt einen vom Blut rauchenden Skalp in der einen und seine Peitsche in der anderen Hand, während ein dritter Bogen und Pfeile weggeworfen und sich auf die Schnelligkeit seines Pferdes verlassen hatte. Das ganze Ereignis wurde in abgebrochenen Sätzen erzählt, die Namen der Toten der Reihe nach genannt und Weinen, Wehklagen und Murren hörte man überall in dieser glücklichen kleinen Gemeinde, die plötzlich in tiefe Trauer versetzt war.

Die mutigen Jäger, die am Morgen voll Lust und Freude auszogen, waren von den Sioux umringt worden, die acht von ihnen töteten. Die Sioux, die wahrscheinlich in der Nacht das Dorf mit Kundschaftern beschlichen und wahrgenommen hatten, daß man mit dem Büffeltanz beschäftigt sei, benutzten diesen Umstand zu einer Kriegslist. Am Morgen erschienen sechs oder acht von ihnen in Büffelhäute gehüllt auf den benachbarten Hügeln, wo sie die Bewegungen der grasenden Büffel genau nachahmten, und von der Wache der Mandaner als die ersehnten Büffel im Dorf angemeldet wurden. Als nun die Jäger, wie es oben beschrieben worden, auszogen und den vermeintlichen Büffeln bis auf etwa eine halbe englische Meile nahe gekommen waren, verschwanden diese plötzlich hinter dem Hügel. Louis Frenie, welcher der vorderste war, [97] schöpfte Verdacht und machte Halt. „Sieh!“ rief ein Mandaner und deutete auf eine Schlucht zur Rechten, aus der plötzlich vierzig bis fünfzig wütende Sioux auf schnellen Pferden hervorbrachen und auf die Jäger losstürzten, die nun schnell kehrt machten. Aber vor sich erblickten sie wieder einen Haufen Sioux, die von der anderen Seite des Hügels ihnen entgegenkamen. Die armen Jäger eilten nun mit der größten

¹¹ Pemikan wird aus hartgetrocknetem Büffelfleisch gemacht, das man in hölzernen Mörsern so lange stößt, bis es so fein wie Sägespäne geworden ist; darauf packt man es in Blasen oder Säcke von Leder.

Anstrengung nach dem Dorf, aber die Sioux waren zu schnell, und Pfeile und Lanzen erreichten die nackten Körper und warfen sie von ihren Pferden. Frenie und mehrere Mandaner kamen endlich im Dorf an, aber acht Jäger wurden getötet und skalpiert.

So endigte dieser Tag und die Jagd, und noch lange währte die Trauer derjenigen, deren Herzen durch dies unglückliche Ereignis gebrochen wurden. Dennoch brachte auch dieser Tag den Mandanern noch Glück; denn der große Geist, unwillig über so schreiende Ungerechtigkeit, sandte ihnen Büffel in Menge, und alle Herzen vereinigten sich in dem Dank gegen ihn für seine Güte und Gerechtigkeit.

[(98)]

Die Jugendschrift „Der Blaurote Methusalem.“

Methodisch-psychologische Streiflichter.

Von Fritz Prüfer.

©

[[113]]

Karl Mays Baukunst und ihre Symbolik.

Von Wilhelm Koch.

©

Waldandacht.

Im tiefen, stillen Waldesfrieden,
Vom Lärm des Lebens abgeschieden,
Liegt mein geliebtes Gotteshaus.
Will ich einmal die Erdenfragen
Zum Abschluß und zur Ruhe tragen,
So pilgre ich zu ihm hinaus.

Es führt mein Herz mich allerwegen
Durch Blumenblüh'n, auf stillen Stegen,
Zum sommerlichen Erlenschlag.
Dort heißt willkommen mich die Quelle,
Und ich leg an verschwiegener Stelle
Hin, was ich Schweres bei mir trag.

(1900)

Karl May.

[[127]]

Auf der Hammada Mokattam.

Reiseerzählung von Leopold Gheri.

©

[[155]]

Zur vaterländischen Bedeutung Karl Mays.

Von Hans Erich Tzschirner.

©

In Damaskus.

O komm, du lieber deutscher Wandersmann,
 O komm, und weile nicht nur einen Tag.
 Sieh dir das Aug' des Ostens länger an,
 Als dir die „Entreprise“ erlauben mag.
 Jag nicht durch der Bazare laute Flut,
 Laß dich vom Zwang nicht hetzen durch die Gassen;
 Bedenk', worauf dein Aug' nicht liebend ruht,
 Das kannst du mit dem Herzen nicht erfassen.

Und sie ist's wert, „Des Orientes Braut“,
 Daß du den Schleier hebst, der sie verhüllt.
 Noch hat sie jedem, der sie recht geschaut,
 Die Hand mit Myrrhen überreich gefüllt.
 Doch mußt du kommen mit geruhiger Zeit,
 Ja nicht mit „Cook“, mit „Riesel“ oder „Stangen“;
 Wer als Minutensklave um sie freit,
 Der kann zu dieser Braut niemals gelangen.

Es geht ein Sehnen durch die alte Welt,
 Das du vielleicht nicht recht begreifst,
 So fast, als wenn an einem fremden Zelt
 Auf schnellem Roß du nur vorüberstreifst.
 Was sie versäumt, als ihre Zeit einst war,
 Was sie gefehlt auf falschen, düstren Pfaden,
 Das ringt in ihr so tief, so wunderbar
 Nach Sühne, nach erlösungsreichen Taten.

[163]

Auch geht ein Sehnen durch die Gegenwart,
 Dir wohl vielleicht als Ahnung schon bekannt,
 So fast, als hätt' im Traum ein Huf gescharrt
 Des Geisterrosses aus dem Märchenland.
 Was einst versunken, will gehoben sein
 aus lebenden, aus wandelnden Ruinen,
 Um, damals Sage, nun im Sonnenschein
 Als Wahrheit unsrer Welt für Gott zu dienen.

So komm, und schau doch nicht nur die Gestalt;
 Such nach der Seele, die im Innern wohnt,
 Die dir, dem Findern und Befreier, bald
 Die Liebestat mit Liebestat belohnt.
 Doch eile nicht, versenke dich voll Lust
 In Rätsel, die einst keine Rätsel waren;
 So wird sich dir in deiner eignen Brust
 Der alten Menschheit Jugend offenbaren.

(1900).

Karl May.

In Damaskus verfaßt.

[[164]]

Karl May und sein Orient.

Von Amand v. Ozoróczy.

©

Der klopfende Berg.

Kriegserzählung aus Tirol

Von Wenzel Urban.

Auf der rohbretternen Bank, die in die Felsennische eingebaut war, saßen die vier Landsturmmänner, die dienstfrei hatten und eben erst vom Wachtposten zurückgekommen waren. Sie blickten schweigend hinüber nach Westen, wo über den Engadiner Bergen die Sonne unterging, und hinab ins Tal, wo in fast zweitausend Meter Tiefe die weißen Wände der Bauernhäuser wie winzige Lichtpünktchen aus dem Dämmerlicht hervorstachen. Aus den braunen, verwilderten Bärten standen die kurzen Pfeifen hervor, und die klotzigen, dunkelbraun gebrannten Hände lagen auf den von Wind, Wetter, Felsen und Schnee rostig gewordenen Flickern der Uniformhosen. Müde waren alle vier, denn hier oben, fast dreitausend Meter über dem Meere, war der Dienst schwer und das Wetter oft hart. Das große majestätische Schweigen der Berge war um sie und keiner hatte Lust, es zu brechen.

[182] Der Jockele von Partschins bei Meran sah hinüber, wo sich hinten ganz tiefblau wie eine Wetterwolke der Ortler aufbaute, und dachte, daß da unter dem Riesenfelsendom seine Bauernhütte liege. Wenn er den Rauch aus seiner Pfeife blies, dann fuhr's ihm durch den Sinn, daß jetzt sein Web den Maissterz koche und daß der Rauch aus dem Kamin wohl ebenso lustig in die Weite wirble, wie der, den er jetzt um die Ecke hauchte.

Und der Kalterfried aus dem Grödnertal dachte an die Zeit, da er statt der Soldatenflinte das Werkzeug umgeschmalt auf den Bergen herumkroch, um das Zirbelholz zu holen, aus dem er dann später, wenn es trocken war, die schönsten Heilande, Weihbrunnkessel und Salatlöffel schnitzte.

Der Martl aber, dessen Heimat im Vorarlbergischen lag, unsichtbar und weit von dem Standplatz hier oben, war der nachdenklichste von allen Vieren. Er hatte nicht Weib noch Kind, noch Vater mehr, noch Mutter. Einschichtig war sein Leben gewesen und eigentlich immer einsam, wenn auch unter vielen Menschen. Gleichgültig war's ihm gewesen, wenn ihm die welschen Kugeln um die Ohren gepfiffen waren, kalt hatte es ihn gelassen, wenn er die seine hinübergeschickt und gesehen hatte, wie drüben bei den Italienern einer hochsprang und dann vornüberfiel. Bei Tarnow war er mit dabei gewesen und hatte mit den Kaiserjägern den Berg gestürmt, der nur mehr unter seinen Kameraden der blaue hieß, weil er nach dem Sturm blau gefärbt war von den Uniformen derer, die ihn mit ihren Leibern nun deckten. Das alles hatte ihn nicht gerührt. Aber heute Nachmittag das Erlebnis, das er an seinem Wachtfelsen gehabt, hinter dem er seine **[183]** drei Stunden auf der Lauer zu liegen hatte, das hatte ihn seltsam ans Herz gegriffen. Und dabei wußte er nicht einmal das Rechte, so daß er sich nicht getraute, Meldung zu machen. Zwar das, daß er auf den Bersaglieri geschossen, der sich auf dem Gratband mühsam heranzuschleichen versucht hatte, und daß die welschen Kugeln dann über ihn an die Bergwand klatschten, so daß ihn Steinstaub überrieselte, das war nichts Neues und kam jeden Tag beinahe vor. Das hatte er auch dem Korporal gemeldet, wie es sein mußte. Aber das andere, das behielt er für sich. Denn der Korporal hätte ihn ausgelacht, wenn er erzählt hätte, wie's ihm dabei zu Mute war und hätte gesagt, das dumme Klopfen wäre von seinem hasenfüßigen Herzen gekommen.

„Was sinnierst denn so, Martl?“ wandte sich der vierte der Soldaten an ihn, ein vierschrotiger Weinküfer aus Bozen, der sich gern neckte, und den einsilbigen Martl gern aufs Korn nahm. „Durfst net so viel Marienkraut in dein Tabak tun, sonst rost' dir noch's Gehirnkastel ganz ein.“

Unwirsch warf der Martl in seiner harten Vorarlberger Mundart ein „Laß mir mei Ruah!“ hin und erhob sich. Denn drinnen im Unterstand zirpte eben das Telephon.

„Paßt auf, da oben,“ rief ihnen von unten von der Alm, wo das Bataillon lag, ein guter Freund hinauf durch den sorgsam über Felsen geleiteten Draht: „Euer neuer Leutnant is auf'm Weg hinauf.“

„So?“ machten die anderen drei auf der Bank, als der Martl meldete und erhoben sich. Sie hatten ihn erst morgen erwartet, den Neuen.

[184] „Is er scharf, der Neue?“ fragte der Kalterfried und streckte faul seine riesigen Tatzen.

„Sell' hat er mir nit g'sagt!“ maulte der Martl und ging dem Korporal im Unterstand des Zugkommandos melden, daß der neue Leutnant auf dem Weg sei. –

Eine kleine halbe Stunde später stand der „Neue“ vor ihnen. Ein blutfrischer Bursch mit blauen Augen und sonnverbranntem Gesicht, das sich beinahe gar zu jugendlich unter der Mütze mit der Spielhahnfeder rundete. Gefreiter Martl hatte die Meldung erstattet und betrachtete jetzt die rote Narbe, die dem Leutnant über die rechte Wange lief. Und als er die Hand an die Mütze hob, da sah der Martl auch, daß daran zwei Finger fehlten. Das kannte der Martl. So ganz neu war also der „Neue“ nicht. Die Schramme an der Wange sah eher nach einem Streifschuß aus, denn nach einem Schmiß, und die zwei Finger, die lagen irgendwo am Isonzo oder am Dunajec.

Die blauen scharfen Augen wanderten von einem zum andern. „Ihr seid also die abgelösten Vier von dem Achterposten der dritten Kompanie. Es ist gut!“

Leutnant Kurt Ronauer besichtigte den Unterstand. Geschickt war der angelegt. Eine künstlich verbreiterte Felsennische, oben durch überhängendes Gestein vor Steinschlag und Lawinengefahr geschützt, die Wände, an denen wohl das Wasser herabrieseln mochte, verschalt, auf dem Felsboden eine Rinne zum Ablauf. Die massige Felsnase, hinter der er lag, bot auch der schwersten Mörsergranate Trotz. Dabei war das Felsenloch beinahe wohnlich. Nicht einmal Bilder fehlten an den ungehobelten Wandbrettern und in der **[185]** Ecke hing der vom Kalterfried geschnitzte Christus, der in keinem Tiroler Unterstand fehlt.

Der Leutnant trat wieder hinaus auf die schmale Bergplatte, die kaum so groß wie der Fußboden einer Stube, vor dem Unterstand in den Felsen geglättet und von einem handfesten Geländer umgeben war. Der Höhenwind hatte sich aufgemacht und piff und sang um die Blöcke und Grate, darüber schwamm fast greifbar noch der Mond und tauchte rings die Berge in fahles Licht. Den Mantelkragen aufgestülpt sah Ronauer in diese Bergherrlichkeit hinaus. Vertraut waren ihm die Bergriesen seiner Heimat von Jugend an, und geliebt, wie nur je ein Land von seinen Bewohnern, war dieses da von ihm. Aber nie hatte ihn seine sonnige Schönheit am Tage, sein dunkelnde Majestät am Abend so ergriffen, wie jetzt seine totenstille, urgewaltige Einsamkeit in der Nacht. Grabbes Wort von dem Senat uralter Erdtitanen, die in stummem, eis'gem Trotz zum Himmel schau'n, am Fuß gefesselt zwar, doch nicht besiegt, fuhr ihm durch den Sinn. „Nicht besiegt, so Gott es will.“ Da drüben links in der fahlen Bergwand, die sich wie der Mantel eines ungeheuren Riesen herab zum Tale faltete, hausten die Italiener, in Felsenlöchern wie die Österreicher. Und beide Völker kämpften um diese nackten Felsen, bluteten auf den gleißenden Gletschern, rangen Tag für Tag mit dem Tode, der aus Büchsen, aus Geschützen, von stürzenden Felsen und Wassern kam und bald als eisiger Schneesturm, bald als krachendes Gewitter sie zu vernichten trachtete. Hier war noch der Krieg das, was sich unsere jugendlichen Gehirne unter ihm vorstellten. Nicht nur Kampf der Vernichtungsmaschinen gegen einander, unter denen **[186]** der Soldat beinahe nur als geordnete, disziplinierte Masse in Betracht kam – hier kämpfte noch Mann gegen Mann mit allen Sehnen des Körpers auf rissigen, brüchigen Graten, über trügerischen Schneewächten und Eisspalten, hier galt noch Beschleichen und Anpirschen, der sichere Fingerdruck für die aufs Einzelziel gerichtete Büchse, das scharfe Auge, der trittsichere Fuß, die stählerne Handmuskeln beim Klettern. Hier war der Kampf mehr als irgendwo das Leben wert.

Das dachte Kurt Ronauer, als er sich zu dem an der Felswand lehrenden Martl wandte, der stumm hinüber sah über die im Mondlicht flirrenden Einhäupter. Und da fiel ihm die Neugierde an, was diese wortkargen, schwerfälligen Männer hier oben wohl dachten, die Tag für Tag, Woche für Woche nichts sahen um sich als dieselbe Bergeinsamkeit und fast immer denselben Feind drüben an der grauen Wand.

Auf der Bank in die windgeschützte Ecke gedrückt ließ sich der Leutnant von Martl erzählen, wie sie hier oben hausten, wie ihnen der Tag verging, wie sie die Nächte verschliefen, wie sie den Feind beobachteten und beunruhigten, wie sie bis jetzt noch jeden auch mit Übermacht ausgeführten Angriff auf ihre Felsenstellung abgeschlagen, die als vorzüglicher Beobachtungsposten den Italienern ein Dorn im Auge war.

Und dann ging der Leutnant schlafen auf das „Paradebett“ hinter dem Küchenverschlag, das die Leute so getauft hatten, weil es einen Strohsack und Kopfkissen hatte, und für den Inspektionsoffizier bestimmt war, wenn der einmal oben statt im Kompanieunterstand nächtigen wollte.

[187] „Sie haben Telephonwache, Gefreiter?“ wandte er sich an Martl, als der sich auf die Bank neben dem Fernsprecher beim Öllämpchen niederließ. Und als dieser bejahte: „Dann suchen Sie mal meinen Rucksack, wo ihn der Standschütz hingelegt hat und nehmen Sie sich ein Buch heraus.“

Dankend griff Martl in den Rucksack und wies fragend seinem Leutnant den Titel.

Dieser nickte: „Habe euch ein paar von unten mitgebracht. Wer nicht lesen kann von euch, soll sich von

den andern erzählen lassen. In Wolhynien hab' ich sie mit mir herumgeschleppt und sie haben mir manche trübe Stunde überstehen helfen. Auch Zeitungen sind für euch darin.“ Dann legte er sich auf die Seite und schnarchte bald als Leutnant ebenso kräftig wie die drei Kaiserschützen auf ihren Holzpritschen. – – –

Martl saß auf seiner Bank und las. Es war zwar der dritte Band eines vielbändigen Romans. Aber Martl begann doch zu lesen. Und als er einmal begonnen, da vermochte er nicht wieder aufzuhören. Und er las weiter und las. Draußen heulte der Bergwind, riß an den Rindenstücken der Bedachung, pfiß um das Geländer und orgelte um die Felsen. Wie oft hatte ihm Martl schon gelauscht, wenn er so einsam wie diese Nacht Wache hatte. Heute hörte er ihn nicht. Je weiter er las, desto mehr weitete sich vor seinem inneren Auge ein märchenhaftes fremdes Land, mit braunen, wilden Menschen und fremdartigem Getier. Ein Europäer mit weißer Haut und wagemutigem Sinn durchstreifte es, und ein kleiner Wüstensohn ritt dem Weißen [188] zur Seite. Gefahren umlauerten die beiden, und hundertfach wartete auf sie hinter jedem Baum und Strauch, hinter jedem Wegfelsen der Tod. Aber sie gingen hindurch durch Hunger und Krankheit, siegreich, als wären sie gefeit, und ihr Mut und kluger Sinn ließ sie alle Listen und Fallen der wilden, raubgierigen Steppenbewohner vorher erkennen. Das war ein Buch nach Martls Sinn. So wie diese zwei in dem fernen Land des silbernen Löwen, kämpften sie hier oben in den Tiroler Bergen gegen einen listigen, gewandten und raubgierigen Feind. Und als er seine Mitternachtsmeldung entgegen genommen hatte, da begleitete er die beiden, den weißen und den braunen Mann, in dem fernen Lande weiter. Mit brennenden Wangen las er, wie sie beide krank und fast dem Tode nahe, endlich ihren Verfolgern entronnen und zu Menschen gelangt waren, die seltsam klug und weise und von einer unsagbaren Milde in ihrem ganzen Wesen waren. Von dem wunderschönen Mädchen las er, das den weißen Mann pflegte, und dem wunderbaren Häuptling dieses Stammes, der wie ein Weltweiser und wie ein Unsterblicher über die Jahrhunderte zu schreiten schien. Immer lieber wurde Martl das Buch und immer inniger vertiefte er sich hinein. Manches Wort verstand er nicht und mancher Satz blieb ihm unklar bei seinem ungeschulten, schlicht bäuerlichen Verstand. Aber den Hauch des tiefgläubigen Gemüts verstand er, der ihm aus jeder Zeile des Buches entgegen wehte, und die Absicht des Dichters, weit sein Herz zu öffnen und verströmen zu lassen alle Lebenserfahrung und Erkenntnis eines nachdenklichen langen Lebens. Und so kam er zu der prachtvollen Schilderung des seltsamen Berges, an dem erkennbar war das Walten verschiedener Menschheitsalter, wie man an der aufgerissenen Seite eines Berges der Tiroler Heimat die Altersschichten der Erde erkennen konnte. Von der ungeheuren, furchtbaren Höhle las er, auf der der Berg stand, von dem weißen Alabastergottesbild in ihrer Deckenmitte, das Jahrtausende auf seine Erlösung wartete, und mit wildem Herzklopfen sah er den Augenblick näher kommen, wo dieser unterhöhlte Berg zusammenstürzte. –

--

Mit einem unterdrückten Schrei fuhr Martl in die Höhe, und das Buch fiel klatschend zur Erde. Ein Blitz des Erkennens war ihm durch das Gehirn gefahren. Jetzt wußte er, was das Klopfen heute Nachmittag bedeutet hatte und klar stand es vor seinem Auge. So ein unterhöhlter Berg war auch der, auf dem er stand, mit seinem Achterposten, mit der dritten Kompagnie ein paar hundert Meter tiefer und dem Bataillon unten an der Schneegrenze. Eine geheime Naturgewalt war am Werk; ein Felssturz bereitete sich vor, vielleicht war eine unterirdische Höhle vorhanden, in der das Wasser nagte und klopfte und den Ausgang suchte. Ganz deutlich hatte er es gefühlt, als er am Nachmittag dort auf dem kalten Stein gelegen mit dem Kopf an den kaminartigen Riß gelehnt, der von hoch oben tief hinabging, wie eine furchtbare Wunde, die ein Bergsturz gerissen. Aus dem Leib des Berges war das seltsame Klopfen gekommen, nicht von außen, er hatte die Hand aufs Herz gepreßt, aber das hatte ruhig geschlagen. In dem Berg war Leben. Was für Leben und wie es kam, das wußte er nicht. Aber in dem Berg war Leben, das stand fest in Martls Brust.

[190] „Herr Leutnant!“ Martls Stimme klang nur halblaut, aber das im Grabenkrieg geschärfte Ohr des Schläfers hatte den Ruf sofort aufgefangen.

„Was ist?“ fuhr Ronauer auf.

„Eine Meldung, Herr Leutnant. Ich glaube, es ist sehr wichtig. Weil ich dort in dem Buch die wunderbare Geschichte gelesen von dem unterhöhlten Berg.“

Der Leutnant sah den Soldaten mit weitgeöffneten Augen an, dann blickte er nach dem Buch, das Martl wieder auf die Bank gelegt hatte. „Alle guten Geister, Mensch! Wie kommt Karl Mays heiliger Berg aus dem fernen Persien nach Tirol? Himmeldonnerwetter! Du bist wohl verrückt?“

Martl stand etwas betreten vor dem Leutnant: „Ich melde gehorsamst, Herr Leutnant, ich habe heut Nachmittag, als ich auf Wache stand, auch so ein inneres Klopfen im Berg drin gehört.“

Mit einem Ruck fuhr Ronauer in die Höhe. Der Mann machte mit seinen brennenden Wangen und dem ernstesten Gesicht trotzdem nicht den Eindruck, als ob er in Verzückung wäre. „Ein – was haben Sie gehört, Gefreiter? Ein Klopfen? Von innen heraus?“

Dem Ruck folgte ein zweiter. Ronauer stand auf den Füßen. „Hören Sie, Mensch, Gefreiter, Karl-May-Leser! Das müssen Sie mir genauer erzählen. Lassen wir die drei schlafen, die braucht der klopfende Berg nicht aufzustören.“ Damit zog er den Mantel an, wickelte sich in die Decke und trat auf die Plattform hinaus. Sich auf der Bank niederlassend, befahl er: „Erzählen Sie!“ Und Martl erzählte. Warum er sich anfangs nicht getraut, es zu melden, und wie plötzlich **[191]** die wunderbare Geschichte von dem einstürzenden Berg ihn voller Gewißheit davon überzeugt hätte, daß es in dem Berg, auf dem sie ständen, auch im Innern nicht richtig sei.

Leutnant Ronauer war sehr ernst geworden. Er blickte nach dem Himmel, der sich rosenrot zu färben begann.

„Von welcher Stelle aus schossen Sie auf den Italiener? Vor dort, wo Sie das Klopfen hörten?“ fragte er.

„Nein, Herr Leutnant, etwas weiter, wo das Band um das Eck' geht“, erwiderte Martl.

„Wie weit ist's zu dem Felskamin?“

„Eine halbe Stunde, wenn Herr Leutnant gut steigen können.“

„Daran fehlt's nicht,“ sagte dieser. „Gefreiter, Sie haben zwar nicht geschlafen, aber ich muß sofort die Stelle sehen – –“

Einige Minuten später waren die beiden auf dem Weg. Martl beruhigte sich. So wie der Leutnant die Steinplatten nahm, über die es ging, so nahm sie nur ein echter Bergsteiger. Da brauchte er sich nicht mehr umzudrehen und zur Vorsicht mahnen, wenn eine gefährliche Stelle kam. Der da hinter ihm stieg, rutschte, turnte und schritt, als hätte er's schon in der Wiege gelernt.

Martl blieb nach halbstündigem beschwerlichen Steigen stehen. Ein schmales Felsband zog sich um einen vom Wind und Wetter fast halbrund geschliffenen Steinkegel, an dessen Seite ein tiefer Riß hinabging. Ein regelrechter Kamin. Der Leutnant legte sich zu **[192]** Boden und Martl richtete ihn in die Stellung, in der er am Nachmittag gelegen war. Angestrengt lauschte der Offizier. Dann schüttelte er den Kopf. Martl wollte verzweifeln. Jetzt, im frühen, klaren Morgenlicht wollte ihm die Sache, die er in der Nacht mit so großer Bestimmtheit vor sich geseh'n, gar nicht mehr so recht geheuer vorkommen. Neben dem Leutnant gekauert öffnete er den Mund zum Sprechen, da hob Ronauer plötzlich, Stillschweigen gebietend, die Hand. Und da hörte es auch das scharfe Ohr des Bergbewohners wieder, ganz deutlich, von innen heraus. Ein regelrechtes, dumpfes Klopfen. Dann eine kleine Pause, dann eine Weile wie ein Herzschlag: eins, zwei, eins, zwei und dann wieder regelmäßiger Einzelschlag.

„Sprengstollen!“ sagte mit nur leiser Stimme der Leutnant, obgleich sie hier oben, gegen Sicht gedeckt, keinen Lauscher zu fürchten brauchten.

„Sprengstollen“, nickte er bestätigend, als er wieder eine Weile gehorcht. „Es arbeiten anscheinend zwei.“ Dann richtete er sich in sitzende Stellung auf und begann eingehend den Kamin zu mustern.

Martl ging jetzt erst die ganze furchtbare Wahrheit auf. Kein in einer ungeheuren Höhle glucksendes, die Steinsäulen abnagendes Wasser, das sich den Ausgang suchte, war es, sondern Italiener mit Meißel und Schlägel, die Stollen in die Felsen trieben für die Sprengstoffladung, die den Beobachtungsstand der dritten Kompagnie vernichten sollte. Damals begann dieser fürchterliche Sprengkrieg an der Tiroler Front. Er führte in seiner Weiterfolge zur Sprengung am Col di Lana, beim Clobricon und beim Monte Zebio, **[194]** wo Berggipfel verschwanden und neue Alpenschluchten entstanden.

„Mensch,“ begann der Leutnant wieder, „Sie hat unser Her[r]gott gerade hierher geführt und Sie veranlaßt, sich gerade hier niederzulegen. Hinter dem Kamin liegt zweifellos eine schallführende Gesteinsschicht, sonst wäre es unmöglich, das Klopfen hier oben zu hören. Denn die Kerle arbeiten mit allen Finessen, mit umwickelten Meißelköpfen, damit der Schlag des Hammers nicht so laut wird, und zweifellos auch mit kleinen Bohrmaschinen.“

„Das Buch, das schöne Buch, Herr Leutnant, wenn's nicht gewesen wär!“ erwiderte Martl.

Gedankenvoll sah der Leutnant hinüber in die jenseitigen Gipfel. War es nicht seltsam, daß die Erzählung Karl Mays, die vollendetste vielleicht von allen, die immer, so oft er sie schon gelesen, denselben tiefen

Eindruck auf ihn gemacht hatte, nun auch diesen einfachen Bauernsohn so ergriff, daß sich ihm unter ihrem Bann seine Beobachtung zur Gewißheit verdichtete? Ohne dies Karl-May-Buch hätte Martl vielleicht morgen schon dem rätselhaften Klopfen keinen Wert mehr beigemessen oder wäre vielleicht noch einmal hier vorüber gegangen, und wenn dann die da unten gerade in der Arbeit inne gehalten hätten, so wäre er sicher gewesen, sich getäuscht zu haben. Da mußte ihm einfallen, für die einsame Unterstandshütte hier oben ein paar Bücher in den Rucksack zu packen, für alle Fälle, wenn's einmal eine schlaflose Nacht oder einige Tagesstunden gab, wo die Langeweile sich zu regen begann. Und gerade dieses Buch mußte ihm in die **[194]** Hände fallen, das den Lieblingsdichter seiner Jugend auf der Höhe seiner Meisterschaft zeigte, das gerade die wunderbar schöne Darstellung des seltsamen heiligen Berges enthielt. Ein Zufall – vielleicht – aber er, Leutnant Ronauer, sah eine Fügung darin. – – –

„Verdamnte Katzelmacherbandel!“ brummte der Bataillonskommandeur, als ihm eine Stunde später der Leutnant Martls Entdeckung mitteilte. „Die Kerle arbeiten natürlich nicht wegen der paar Soldaten von der Kompagnie, die da oben Tag und Nacht in den Berge sitzen. Wenn die Sprengladung in den Stollen war, dann ging der Angriff auf und los, und wenn sie die ganze Besatzung richtig über ihren Stellungen sahen, dann flog Seine Herrlichkeit, der Bataillonskommandeur samt seinem Bataillon hinauf in den Himmel. So ungefähr möchte man's!“ schloß der Major. „Schleichposten haben überdies festgestellt, daß die lasterhafte Gesellschaft Gebirgsgeschütze zusammenschleppt.“

Die Beratung des „Bataillonsgeneralstabes“, wie der Offiziersrat getauft worden war, hatte nur kurze Dauer. Vor allem hieß es zu erkunden, wo die Kerle ihre Stollen vortrieben und wie weit ihre Arbeiten vorgeschritten waren. Leutnant Ronauer übernahm selbstverständlich sofort den ehrenvollen Auftrag, und ein paar Stunden später arbeitete schon Martl im Schweiß seines Angesichts daran, eine Klammer einzuzwängen. Sie hatte das Seil zu halten, an dem der Leutnant und Martl sich die zwanzig Meter tief auf den nächsten Felsvorsprung hinunterlassen wollten. Denn gerade unter ihnen klappte der Bergspalt breit auseinander **[195]** und bot dem Fuße auch des geübten Kletterers nicht den geringsten Halt. Das war wohl auch der Grund, weshalb die Herren Alpini von drüben, die vorzügliche Kletterer waren, es noch nicht vermocht hatten, einmal hier oben nachzusehen. Versucht hatten sie es zweifellos, dazu mußte auch ihnen von drüben der Kamin zu sehr in die Augen stechen.

Es war eine gefahrvolle Erkundung, wie sie nur in diesem Berggebiet so gefahrvoll sein kann, zu der bei einbrechender Nacht die beiden Männer schritten. Bloß mit dem Notwendigsten versehen – Messer, Pistole und Taschenlampe – genau unterwiesen, schwang sich zuerst Martl, dann der Leutnant an dem Seil hinab in die dunkle, gähnende Tiefe.

„Mit Gott,“ flüsterte der Bataillonskommandeur Ronauer nach, als er in der Finsternis verschwunden war, dann zog er sich auf eine höherliegende kleine Felsplatte zurück, wo die ausgesuchtesten Bergsteiger seiner Truppe für alle Fälle bereit standen, und hüllte sich in seinen Mantel. Auf dem Felsband, bei der von Martl eingelassenen Klammer, lagen zwei kräftige Burschen am Seil, bereit, auf das erste Zeichen von unten mit ihrer Hilfe einzusetzen.

Nichts hatte den Italienern den Abstieg der beiden Kundschafter verraten können. Der Nachtwind piff um die Gipfel und verschlang jedes Geräusch. Der Schall von ein paar leise polternden Steinen nur drang von unten herauf, aber Steinschlag war hier auch in der Nacht etwas so Gewöhnliches, daß niemand darin etwas Verdächtiges vermuten konnte.

Langsam verrannen die Stunden. Der Major wurde nervös. Er hatte sich zu den zwei Leuten gesellt, **[196]** die, auf dem Boden liegend, angestrengt auf jedes Geräusch aus der Tiefe lauerten. Es war freilich eine ausnehmend gewagte Geschichte, die zwei da in finsterner Nacht bei nur schwachem Mondlicht in den Kamin hinabzulassen. Wenn sich's der Major recht überlegte, so war hundert gegen eins zu wetten, daß einer wenigstens von den zwei Braven nicht mehr wiederkam. Wenn schon bei hellem Tageslicht eine solche Kletterei beim geringsten Fehltritt den Hals kosten konnte, wie erst in der Nacht, wo die gefährlichen Risse in den Steinen dem Auge unsichtbar waren, so daß der Griff nach einer brüchigen Stelle den Absturz unweigerlich mit sich brachte! Aber der Krieg will's hier oben nun einmal nicht anders, dachte der Major. Es wäre schade um die zwei Tapferen – aber wenn es in der Nacht nicht gelang, dann mußte es am Morgen versucht werden selbst auf die Gefahr der Entdeckung hin. Er konnte und durfte nicht anders. In seinem Kopfe rundete sich die Meldung, die so rasch wie möglich an das Brigadekommando abgehen mußte: „Feind

treibt in Wand des x-Berges Minenstollen vor. Arbeitsstelle erkundet.“ Fehlte der letzte Satz an der Meldung, dann kam ein Donnerwetter durch den Draht zurück.

So lagen regungslos die drei in Mäntel gehüllten Männer auf dem kaum einen Meter breiten Gratband. Der Major und die beiden Soldaten, Mark und Bein durchfroren von dem eisigen Hauch, der von den Gletschern drüben herüberstrich. Der erste Frührotschimmer zeigte sich im Osten, die zwei da unten blieben verschollen. Noch eine Viertelstunde, dachte der Major, und sah nach seinem Chronometer. Dann stiegen drei andere den ersten nach. Vielleicht den ersten zwei **[197]** Opfern drei neue. Es ist bitter, aber es geht nicht anders.

Da plötzlich hob der eine der beiden Soldaten ein wenig den Kopf. „Wastl, hörst nix?“ Der andere lauschte und schüttelte sein von einem rostigen Vollbart umrahmtes Haupt. Aber da, jetzt klang es deutlicher, jetzt hörte es auch der Major, Steingeriesel und ein gedämpftes Klopfen. Und da bewegte sich auch schon das Seil ruckweise, wie auffordernd. Wastl zog, es hing etwas Schweres daran. Der Major wälzte sich näher. „Wenn’s ein Italiener ist, ruhig, keinen Lärm, an der Gurgel packen“ flüsterte er.

Aber es war kein Italiener. Martl, blutend, bleich, mit zerfetzter Uniform, tauchte an dem Seil über die Felswand empor. „Unten der Herr Leutnant, Bein verstaucht, herauf –“ mehr konnte er nicht sprechen. Eine ungeheure übermenschliche Arbeit mußte der arme Kerl da unten vollbracht haben, denn seine Glieder zuckten und die Hände zitterten wie im Fieber. Im Nu stieg einer der beiden Wächter in den Abgrund, und rasch war ein anderer an seine Stelle getreten.

Ein paar Minuten später langte auch Leutnant Ronauer oben an. Ebenso erschöpft wie Martl, aber sonst guter Dinge – der Arbeitsplatz der Italiener war entdeckt!! Als die beiden Kundschafter in den Unterstand gebracht worden waren, schrieb der Major die wichtige Meldung nach den Angaben des Leutnants an das Brigadekommando nieder.

Übermenschliches hatten die zwei Braven geleistet. Angeseilt, im Finstern durch einen mit Bruchgestein durchwachsenen Kamin hinabzuklettern, ohne Geräusch zu machen, das kann nur einer beurteilen, der selbst **[198]** Kletterer in den Dolomitenbergen ist. Etwa dreihundert Meter hatten sie von der oben liegenden Ausgangsstelle hinabzusteigen, dann konnten sie endlich über den Schuttkegel eines Bergsturzes nach links hinüber traversieren. Und von dort öffnete sich ihnen ein Ausblick in einen engen Kessel, an dessen Sohle durch Letschengestrüpp verdeckt die Stelle war, wo die Italiener den Berg angebrochen hatten. Die beiden Beobachter konnten im schwachen Mondlicht doch soviel beobachten, daß eine ganze Anzahl der Welschen hier arbeitete, daß es sich also um die Anlage einer Sprengung größten Stils handelte, die einen allgemeinen Angriff auf den Berg von Osten her einleiten sollte. Beim Abrutschen von einem Stein hatte sich auf dem Rückweg der Leutnant den Fuß verstaucht. Und da hatte der treue Martl den Verletzten auch noch mit unsäglicher Mühe bis zur Hälfte des Aufstieges im Kamin geschleppt. Dort legte er ihn in Sicherheit auf einer Steinplatte nieder.

Einige Stunden später flogen die Meldungen schon nach allen Richtungen. Nach drei Tagen meldete der Generalstabsbericht in kurzen, trockenen Worten, daß am x-Berge eine Sprengung großen Stils vereitelt und eine Anzahl Italiener dabei gefangen worden sei.

Martls Lohn war die große Goldene Medaille. Karl Mays Buch „Im Reiche des Silbernen Löwen“ machte ihm sein Leutnant zum Geschenk. Wenn er wieder in seiner Vorarlbergischen Bauernstube sitzen wird, gesund heimgekehrt aus dem Kriege, dann soll es den Ehrenplatz in der Ecke gleich unter dem geschnitzten Heiland erhalten. –

Amerika!

(Zu Amerikas Kriegserklärung.)

Amerika, aus fernen Jugendtagen
 Ein bunter Bilderbogen rollt sich auf:
 Stolz schaukelt sich das Schiff mit hohen Masten,
 Die frohe Hoffnung steht am Steuerruder
 Und durch den Wellendrang, durch Sturmestoben
 Zieht Robinson der neuen Welt entgegen.
 Wie bangt das Herz vor Riffen und Piraten,
 Wie sorgt es mit dem Armen fern im Weltenmeer
 Und freut sich, daß es Freitag hat gefunden. – –

Dann geht's mit Lederstrumpf auf ferne Fahrten,
 Unübersehbar dehnt sich die Prärie,
 Grün wie Smaragd, der Wind streicht durch die Blätter,
 Kaum sieht man noch den Rücken zott'ger Büffel,
 Wild galoppieren weiße Pferde fort. –

Im tiefen Walde düster brennt das Feuer,
 Gespenstig schwankt der Schatten der Lianen,
 Und tausend Stimmen tönen nah und fern.

Am Marterpfahl steht stumm der weiße Trapper,
 Schon schwirrt das Beil, die Bogensehne klingt,
 Da windet sich durchs Unterholz unhörbar

[200]

Ein Indianer schlangengleich heran,
 Und Winnetou im Kriegsschmuck steht erhaben
 Vor seinem Freund und jubelnd grüßt er „Howgh“!
 Und manche Squaw eilt aus des Wigwams Dunkel – –

Old Shatterhand, der junge Schnelle Hirsch,
 Der schwarze Adler und die Große Schlange,
 Tollkühne Bleichgesichter, rote Mädchen,
 Jung Wah-ta-wah und Nschotschi-Schöner Tag,
 Komantschen, Sioux und Apatschenkrieger,
 Blockhäuser, Waldbrand, Kriegspfad, Überfälle:
 Amerika, du Land der kecken Abenteurer,
 Der Träume und des scheuen Ideals,
 Der Riesenströme und der schlichten Menschen,
 Des Urwaldfriedens und der Unberührtheit,
 Mit jenen goldnen Tagen bist du fortgezogen!

Der ländergier'ge, dollarlüst'ge Geldmann,
 Der nüchtern kalte Rechner Yankee
 Mit seinen Wolkenkratzern ist geblieben.
 Wirf nur die Dollars, rüste deine Flotten,
 Den Haß zu schüren in der wunden Welt:
 Du findest uns're Jugend auf dem Schlachtfeld
 So kühn wie Falkenaug, gestählt in Nöten,
 Getreu, wie einst der letzte Mohikan!
 Noch weht dein Sternenbanner froh in Lüften,
 Noch stehst du unbesiegt in deinem Glanz!
 Komm nur heran, bald ist der Kiel geborsten
 Am Klippenrand, wo uns're Adler horsten!

(Reichspost, Wien, 15. April 1917.)

Michael Klieba.

[[201]]

Old Shatterhand und Buffalo Bill.

Von Klara May.

Karl May war kein Freund des Indianerfeindes Buffalo Bill¹², des Obersten Frederick William Cody, der lange Jahre hindurch in amerikanischen Diensten tätig war, dem roten Manne alle Lebensbedingungen abzuschneiden. Aushungern war von je eine Methode der Angelsachsen, um Gegner zu besiegen. Buffalo Bill leistete da den eroberungslüsternen Yankees gute Dienste, indem er die Büffelherden vernichtete und den Indianern auf diese Weise das Fleisch nahm. Diese Leistung trug ihm seinen Kriegsnamen ein; ungefähr 5000 Büffel tötete er mit seinen weißen Jägern. Auch als Kundschafter leistete er den Yankees gute Dienste. Als die vollkommene Niederwerfung der roten Rasse erreicht war, wußte sich der gewandte Mann neue Einnahmequellen auf abenteuerlichem Wege zu verschaffen. Amerika bedurfte [202] seiner Dienste nicht länger, und so beschloß er, der Welt die Rasse zu zeigen, die er zu vernichten geholfen hatte.

Er sammelte eine Indianerbande, Cowboys, Rauhreiter, wilde Pferde und eine kleine Büffelherde und begann eine Reihe von Vorstellungen in den Hauptstädten Amerikas. Mit dieser Wild-West- Show, wie er es nannte, erwarb er sich rasch die Volksgunst. Er spielte in fast jeder Stadt und Union und unternahm auch eine Reihe von Reisen durch die Großstädte Europas. Der Zulauf war riesenhaft, denn einen wirklichen Indianer hatten bis dahin nur wenige gesehen. Willig bezahlte man für die Bereicherung seiner Kenntnisse.

So kam Buffalo Bill mit seiner Völkerschar wieder einmal nach Dresden. Auch ich hatte bis dahin noch keinen Indianer gesehen und plagte meinen Mann, der an ihn von Oberst Cody ergangenen Einladung Folge zu leisten und ihn zu besuchen. Ungern willigte er ein, gab aber doch meinen Bitten nach und wir meldeten uns an, zwei Stunden vor der Vorstellung. Der alte Herr empfing uns in liebenswürdigster Weise, vor der selbst die Steifheit Karl Mays etwas schwand, der ihn übrigens schon vor Jahren einmal kennen gelernt hatte und dem es schwer fiel, seine Abneigung gegen den Feind der roten Rasse zu verbergen. Cody erzählte uns von seinen Schaustellungen und verriet manches Mittelchen, das er bei seinen Kunststücken anwandte. Zu seinen Schießkünsten zum Beispiel verwendete er nicht die Kugel, sondern Schrot; so konnte er die in die Luft geworfene [203] Glaskugel niemals verfehlen. Wir mußten alle seine Einrichtungen in Augenschein nehmen und von seinen Erzeugnissen kosten. Buffalo Bill hatte sich fast vollkommen von der Außenwelt unabhängig gemacht; seine Leute brauchten das Lager nicht zu verlassen. Da gab es eigene Küchen, eigene Fleischerei, eigene Bäckerei, Werkstätten, wo alles erneuert und ausgebessert werden konnte, was man brauchte. Es war eine Welt für sich und zwar eine aus dem einst wilden Westen, von dem ich dann Jahre später im Amerika kaum noch Spuren fand.

Die Indianer, deren Hauptvertreter uns vorgestellt wurden, waren nach Art ihrer Vorfahren gekleidet, bezw. nicht gekleidet: die dunkle, sammetweiche Haut hielt ich öfter für enganliegende Kleidung, da die Farben der sie umgebenden Hüllen oft ganz in die Hautfarbe übergingen. Mit einigen dieser Indianer unterhielt sich Karl May längere Zeit in ihrer Muttersprache; ich verstand natürlich nichts davon. Cody mußte aber wissen, wovon die Rede war, denn er lachte, klopfte Karl May auf die Schulter und sagte: „Sie sind ein Idealist, mein Lieber; nur das Recht des Stärkeren und Schlauerer gilt.“ Auch der Indianer schien diesen, in englischer Sprache geäußerten Satz verstanden zu haben (Cody verstand kein Deutsch und sprach nur englisch), denn sein Gesichtsausdruck veränderte sich und Haß schien in seinem schönen, dunklen Auge aufzuflammen. Noch ein paar mir unverständliche Worte wurden zwischen meinem Mann und dem Indianer gewechselt, dann verließen wir das Zelt, um ein anderes zu betreten, in dem Frauen arbeiteten.

[204] Karl May war von diesem Augenblick an zugeknöpft und ziemlich einsilbig. Er lehnte es auch ab,

¹² Anfang 1917 ist Buffalo Bill gestorben. Er war in Scott Country, Iowa, am 26. Februar 1845 geboren. Seine Landsleute haben ihm inmitten der Prärien westlich des Missouri ein Denkmal errichtet. Die Herausgeber.

nach der Vorstellung noch ein Stündchen mit Cody zu verplaudern; er habe etwas Unaufschiebbares vor. Auch die mir erst versprochene Einladung Codys unterblieb.

Als ich ihn fragte, warum er dem lebenswürdigen, alten Herrn gar so zurückhaltend begegnet sei, da sagte er mir, es ginge gegen seine Natur, mit dieser gleißenden Schlange zusammen zu sein, die sich nicht scheue, mit Menschenseelen Handel zu treiben; er habe mir mit diesem Besuch ein großes Opfer gebracht, und nun möchte er nichts mehr davon hören.¹³

[205] Jahre später erst vermochte ich zu verstehen, was damals die Seele Karl Mays bewegte, der im roten Mann wie in jedem Menschen den Bruder sah. Wir besuchten die weiten, abgelegenen Reservationen der heutigen Indianer Nordamerikas. Stundenlang ritten wir still durch die wundervollen einsamen Wälder zu den Indianerniederlassungen, und dort sah ich die schönen, dunklen Augen wieder, die so scheu und ängstlich den Fremden entgegensehen, wie die eines gefesselten Rehes im Walde. Im Walde – seiner Heimat – aber gefesselt.

¹³ Später hat Karl May sich gelegentlich einer herben Kritik über die minderwertigen Indianergeschichten bitter geäußert: „Seit wann erscheint solcher Schund? Seit dem ersten Auftreten von Buffalo Bill und Konsorten. Seit dem Erscheinen jener Wild-West-Schaustellungen, bei denen rote Räuber, rote Diebe, rote Schurken, rote Mörder die Hauptrolle spielten. Und die, welche diese niederträchtigen, verlogenen Rollen gaben, waren Indianer! Sie taten das für Geld! Sie zogen bei uns herum! Sie schrieten und brüllten ihre Kriegsgeheule! Sie schmückten sich mit falschen Federn! Sie beschlichen und bestahlen einander! Sie überfielen einander! Sie knallten einander nieder! Sie mordbrennerten! Sie überfielen die weißen Jäger, die Postkutschen, die Ansiedlungen! Das alles haben uns die Buffalo Bills, die Texas Jacks und anderen zu hundert Malen gezeigt, und wir mußten es bezahlen. Und was der Deutsche bezahlt, das hält er fest. In allen diesen Wild-West-Shows wurden die niederträchtigen Schufte von Indianern dargestellt. Sie gaben das, was sie mimten, für Wahrheit aus. Es war unsere Pflicht, es ihnen zu glauben, und der Ungebildete glaubte es ihnen auch wirklich. Ist es da ein Wunder, daß sie in den jetzigen Schundheften das alles wiederfinden, was sie uns an blutrünstigen Grauenhaftigkeiten vorgelogen haben?“
Die Herausgeber.

Am „singenden Wasser“.

Erzählung.

von Karl May.

Heigh-day! War das eine Überraschung, als heut vor Jim Hallers armseligem Blockhause ganz unerwartet dessen jüngster Bruder Bill, der Westmann, den er jahrelang nicht gesehen hatte, und eine junge, schöne Lady sich von den Pferden schwangen! Jim sprang schnell hinaus, um Bill mit Macht um den Hals zu fallen; dieser ließ das über sich ergehen und sagte dann: „Gib auch Amely einen Kuß, alter Boy! Sie ist seit zwei Wochen meine Frau, das einzige Kind von Bent Harrison, dem Besitzer der Clear-River Silbermine. – Verstanden?“

Jim war zunächst sprachlos; dann rief er um so lauter: „Bent Harrison? Heavens! Das einzige Kind einer Silbermine, die im vorigen Jahre reine zweimalhunderttausend Dollars ergeben hat, deine Frau? Und du ein armer Teufel! Mylady, sister-in-law, das ist ein wunderschöner Streich von Euch und ich heiße Euch tausendmal willkommen.“

Er gab ihr einen lauten Kuß oder vielmehr Schmatz auf die blühende Wange und führte dann beide ins **[207]** Innere des Blockhauses, wo sie von seiner braven Frau und den vier Kindern tüchtig „gehandschüttelt“ wurden, ehe sie sich auf die alten Holzschemel setzen durften.

Während des Nachmittags hatte man vor lauter Neuigkeiten nichts erfahren können. Jetzt war es Abend geworden; auf dem Herd lodert das Holzfeuer, auf dem Tisch stand ein mächtiger Krug mit Ingwerbier, und nun kommt Jim endlich zu der Frage, die ihm längst auf den Lippen geschwebt hatte, wie sein Bruder, der arme Scout, zu der reichen Frau gekommen ist. Bill setzte sich mit Würde zurecht, nickte seiner Amely liebevoll zu, was von ihr freundlich erwidert wurde, und antwortete: „Wir haben uns droben in den Bighornbergen gefunden, an einer Stelle, die von den Indianern Kai-p'a, das „singende Wasser“, genannt wird. Und das ging folgendermaßen zu:

Ihr wißt wohl, daß der Yellowstone-Nationalpark jetzt nicht mehr nur von kühnen Jägern und Trappern durchzogen wird, er ist vielmehr in neuer Zeit eine von Reisenden häufig besuchte Gegend geworden. Man begegnet zuweilen sogar ganzen Gesellschaften von ihnen, bei denen sich auch Ladies befinden, welche die Wunder des Nationalparkes kennen lernen wollen. Diese Leute haben meist keine Ahnung von der Gefahr, in der sie zuweilen schweben.

Ich war von der Bighole-Prärie herüber nach dem Park gekommen, hatte diesen nach allen Richtungen durchwandert und war dabei auf die Spuren vieler einzelner Indianer gestoßen, die einem jetzt zu irgendeinem Zweck zerstreuten Jagdtrupp anzugehören schienen. Zuletzt kam ich an den außerordentlich fischreichen, wunderbaren Yellowstonesee, den ich ganz genau **[208]** kannte. Bei meiner letzten Anwesenheit hatte ich mir, um zu fischen, ein Rindenkanoe gebaut und dieses, als ich die Gegend verließ, gut versteckt. Jetzt fand ich es unversehrt wieder und nahm es sofort in Gebrauch. Ich ruderte mich einige hundert Yards¹⁴ vom Ufer fort und warf dort die Angeln aus. Eben als ich das tat, stieg links von mir eine ungeheure Masse heißen Wassers auf, wohl fünf Minuten lang und zwanzig Yards hoch; dann sank die Riesenfontäne in sich zusammen, und die Stelle war glatt wie vorher. Das war der Quarter-Hour-Geiser.

Ihr müßt nämlich wissen, daß die Geiser des Nationalparks sich nicht nur am Lande befinden, sondern auch unter dem See tätig sind und in meist ganz genauen Zeitabschnitten ihre kochenden Fluten weit über die Wasserfläche emportreiben. Wer den See im Kanoe befährt, muß diese gefährlichen Stellen kennen, sonst kann es leicht geschehen, daß er mit emporgeschleudert und dann als verbrühte Leiche mit in die Tiefe gerissen wird. Ich kannte den Quarter-Hour-Geiser und wußte, daß seine Stöße in Zwischenräumen von genau fünfzehn Minuten erfolgten.

Ich glaubte in der weiten Gegend allein zu sein. Denkt euch nun mein Erstaunen, als ich plötzlich ein Kanoe erblickte, welches vom jenseitigen Ufer herüberkam und auf die Geiserstelle zuhielt. Außer dem Ruderer saßen zwei Männer und eine Lady darin. Sie gehörten zu einer drüben lagernden Reisegesellschaft, hatten den Geiser speien sehen und kamen herbei, um den nächsten Ausbruch aus der

¹⁴ 1 Yard = 0,9 Meter.

Nähe zu betrachten, aber [209] sie kannten den Punkt nicht genau, blieben gerade über dem unterseeischen Krater halten und waren, wenn sie dort blieben, unbedingt verloren.

Natürlich ruderte ich rasch näher, um sie zu warnen – hielt mich aber wohlweislich außerhalb des Geiserkreises – und rief ihnen Vorsicht zu. Ich bekam zur Antwort, daß ich sie nicht belästigen, sondern mich davontrollen möge. Sie waren vornehme Leute, während ich ein ziemlich verwildertes Aussehen zeigte. In drei Minuten mußte der Geiser wieder hoch kommen; es war also keine Zeit zu verlieren. Als ich meinen Zuruf wiederholte, wurde ich ausgelacht; also mußte ich, um sie zu retten, Zwang anwenden. Ich legte daher mein Gewehr auf den lautesten der Lacher an und drohte, ihn zu erschießen, wenn das Kanoe nicht gewendet werde – vergeblich. Da zielte ich sorgfältig, um ihm einen Streifschuß in den Arm zu geben, und drückte ab. Die Kugel traf; die Insassen des Bootes schrieen wütend auf, aber der Ruderer legte sich schnell in die Riemen, um aus dem Bereich meiner Büchse zu kommen. Einige Sekunden später stieg zwischen ihnen und mir die kochende Wassermasse in die Höhe, die ganze Umgebung in heißen Brodem hüllend – doch die Leute waren gerettet. Als der Ausbruch vorüber war, sah ich sie zurückrudern. Ich folgte ihnen, um sie vor ähnlichem zu warnen und mich ihnen als kundigen Führer anzubieten.

Aber wie wurde ich von der Gesellschaft, die aus über dreißig Personen bestand, empfangen! Keiner sah ein, daß ich nur durch die wirkliche Verwundung des einen ihn und die andern hatte retten können. Sie hatten einige Dragoner aus Old Fort als Schutzwächter [210] mit, und diese Soldaten wollten kurzen Prozeß mit mir machen und mich einfach erschießen. Schon machte ich mich auf das Äußerste gefaßt, da nahm sich die Lady meiner an. Sie allein glaubte meiner Versicherung, reichte mir dankend die Hand und brachte es so weit, daß ich mich entfernen durfte.

Was soll ich sagen? Ich will nicht viele Worte machen, aber von diesem Augenblick an mußte ich fort und fort an die guten, dankbaren Augen denken, mit denen sie mich verwilderten Kerl angestrahlt hatte. Ich näherte mich am nächsten Tage dem Lagerplatz; er war verlassen. Die Fährte der Gesellschaft führte nach Südosten, ungefähr in der Richtung auf den Owl-Creek¹⁵ zu. Dort wußte ich die Schlangenindianer, die gerade jetzt wieder einmal das Kriegsbeil ausgegraben hatten. Es war bekannt, daß ihr Häuptling Avaht-uitsch, das „Große Messer“, geschworen hatte, nicht eher zu ruhen, als bis er hundert Skalpe der Bleichgesichter erobert und zehn weiße Frauen für seinen Wigwam gefangen habe. Sollte die Lady mit den unvergeßlichen Augen etwa auch in seine Hände fallen? Nein und abermals nein! Ich versteckte mein Kanoe wieder und brach dann auf, um der Spur zu folgen. Sie führte über den Owl-Creek hinüber, als ob die Leute beabsichtigten, Lander-City zu erreichen. Dann aber wichen sie östlich ab und zeigte nach den Bighornbergen, deren landschaftliche Schönheiten wohl wert sind, von Reisenden genossen zu werden. Zu diesen Schönheiten gehört eine enge Quellschlucht, in welcher sich eine Stelle befindet, die den Namen Kai-p'a, [211] das „singende Wasser“, führt. Der Bach stürzt sich da von einer hohen Felsenkante herab, rauscht eine kurze Strecke zwischen mächtigen Steinrämmern hin und füllt dann einen kleinen, tiefen Kessel an, aus dem es keinen andern Ausweg gibt, als ein enges Loch von röhrenartiger Gestalt; hier hat sich das Wasser durch den Stein gefressen. Ist nun nach einem Regen oder überhaupt in der nassen Jahreszeit der Bach angeschwollen und der Kessel voll, so wird das Wasser mit großer Gewalt durch diese Röhre gedrängt und es werden durch die Reibung oder auf irgendeine andere Weise Töne erzeugt, welche dem fernen Gesang einer menschlichen Stimme gleichen. Daher der vorhin erwähnte Name.

Nach dieser Schlucht führte die Fährte, und ich mußte annehmen, daß die Gesellschaft da angehalten hatte, um das „singende Wasser“ zu hören. In der Nähe angekommen, verließ ich die Spur, denn ich konnte mich nicht gut sehen lassen, weil die Leute mir nicht freundlich gesinnt waren. Indem ich mich so zwischen Felsen und Bäumen hinschlich, gewahrte ich die Fährte eines Mokassins; es befanden sich also Indianer in der Nähe. Ich folgte ihr in vorsichtiger Weise; sie war nur dem Auge eines scharfsichtigen Westmanns bemerkbar und führte gerade auf den Kessel zu. In seiner Nähe hörten auf dieser Seite die Bäume auf; ich legte mich also, um weniger leicht gesehen zu werden, auf die Erde nieder und kroch langsam weiter. Dabei hörte ich jetzt ganz deutlich die Töne des „singenden Wassers“. Das mußte mir auffallen, denn es war wochenlang sehr trockenes Wetter gewesen und der Bach konnte unmöglich so viel Wasser [212] haben, wie zur Hervorbringung der Töne nötig war. Hier mußte irgendeine Teufelei im Spiele sein. Ich schlich zunächst wieder zurück, um mich meines Pferdes, das ich ziemlich weit zurückgelassen und angebunden

¹⁵ Eulenbach

hatte, zu versichern und es in größerer Nähe unterzubringen. Vielleicht war es nötig, schnell in den Sattel zu kommen. Dann kroch ich wieder vorwärts, leise, vorsichtig, dem Rande des Bergkessels zu.

Die Schlucht lag nun offen vor mir. Im Hintergrund wurde sie durch die kahle Masse des Slippery-Berges scheinbar abgeschlossen; links zog sich eine mit Tannen und Zedern arm bewachsene Höhe heran, die hart am Wasserkessel in einen kahlen, zerrissenen Steinkoloß auslief, und rechts stieg ein ebenso zerklüfteter Felsenriese anscheinend bis in die Wolken auf. An dessen Fuß stand eine Gruppe vom Wetter zeretzter Weymouthskiefern, deren einige vom Sturme gebrochen und von der Hochflut bis hinunter zum Wasser gerissen worden waren. Weiter vorn, rechts, sah ich unter weit auseinander stehenden Bäumen, zwischen denen hindurch der Blick auf offenes, grasiges Gelände fiel, die Reisenden mit ihrer Schutzwache lagern. Sie hatten allem Anschein nach den Kessel des Kai-p'a schon besichtigt, und ihre Pferde waren in der Nähe angebunden; nur ein mit einem Damensattel versehenes lief frei herum und knusperte die Blätter von den wenigen Zweigen, die es gab; es war das der Lady mit den schönen, guten Augen.

Aber auf derselben Seite, nur noch weiter zurück, sah ich etwas, was die Weißen wegen der dazwischen liegenden Felsen nicht bemerken konnten, nämlich eine **[213]** Schar von wohl über vierzig Indianern, von denen jeder bei seinem Pferde stand, bereit, augenblicklich in den Sattel zu springen und sich auf die Bleichgesichter zu werfen. Schon wollte ich mich zu den letzteren schleichen, um sie zu warnen, da wurden die Töne des „singenden Wassers“ stärker. Das waren keine Naturlaute, sondern das war eine menschliche Stimme; sie erklang unweit von mir vom Wasser herauf. Zugleich erblickte ich die Lady, die, von den Tönen herbeigelockt, den Lagerplatz verließ und nach dem Wasser kam. Dort ließ sie sich nieder, um den Punkt zu erlauschen, an welchem der Gesang entstand. Ihr Pferd war ihr nachgelaufen und blieb drüben bei den Weymouthskiefern stehen.

Ich schob mich weiter vor, bis an den hohen Rand des Wasserkessels und sah hinab. Dort lag – ein Indianer eng zusammengeduckt hinter mehreren Steinen und ahmte mit geschlossenem Munde durch die Nase den Klang des „singenden Wassers“ nach. Es war Avaht-uitsch, der Häuptling der Schlangenindianer; ich kannte ihn.

Ich begriff, daß er es zunächst auf die Lady abgesehen hatte, er wollte sie vom Lager weglocken, damit sie beim Überfall nicht verwundet oder gar getötet werden sollte. Er wollte sie unbeschädigt nach seinem Wigwam bringen. Jetzt war sie am Wasser und ich wußte, daß er in wenigen Augenblicken das Kriegsgeheul als Zeichen zum Angriffe erschallen lassen werde. Das mußte verhütet werden. Schießen durfte ich nicht, da sonst die Indianer sich sofort aus ihrem Versteck auf die ahnungslosen Weißen geworfen hätten; darum ergriff ich einen schweren, neben mir liegenden Stein, um ihn dem gerade unter mir befindlichen Häuptling **[214]** auf den Kopf zu werfen. Ich traf so gut, daß der Rote wie tot zusammenbrach.

Da ich mich dabei halb aufrichten müssen, war ich von der Lady gesehen worden. Sie fuhr betroffen in die Höhe. Wie sie mir später sagte, hatte sie mich sofort erkannt. Ich glaubte sie gerettet, hatte mich aber geirrt. In ihrer Nähe lagen einige große Steine, hinter denen zwei weitere Rote verborgen gewesen waren. Diese hatten meinen Angriff auf ihren Häuptling bemerkt; sie sprangen hervor, ergriffen die Lady und zerrten sie eiligst hinauf nach den Weymouthskiefern, wo das Pferd stand. Die Überfallene ließ keinen Laut hören, sie war sprachlos vor Schreck. Auch die beiden Indianer verhielten sich still und zögerten, den Kriegsruf hören zu lassen, da sie sich noch zu nahe bei den Weißen befanden. Ich richtete mich auf, um zu schießen, mußte das aber bleiben lassen, denn die Kerls bildeten mit dem Mädchen eine so verschlungene Gruppe, daß ich die schönen, guten Augen leicht hätte für immer auslöschen können. Ich schnellte mich also zu meinem Pferd, sprang in den Sattel, trieb es in einem weiten Sprunge über den Bach und jagte auf die Weißen zu. An ihnen vorüberfliegend, deutete ich nach hinten und schrie: „Zu den Waffen, dort sind Indianer!“ Sie sprangen auf, um sich zu verteidigen, ich aber jagte weiter, um der Lady zu helfen.

Diese war bis zu ihrem Pferd geschleppt worden. Einer der Roten stieg auf; er riß sie zu sich empor und sprengte mit ihr fort, während der andere hinter Felsen und Bäumen verschwand. Ich sah den Reiter mit seiner Beute nach der vorhin erwähnten offenen Prärie galoppieren und ritt ihm nach, kaum zweihundert **[215]** Schritte hinter ihm. Der Damensattel war ihm hinderlich, er mußte die Lady so halten, daß er seine Reitkunst nicht ganz entwickeln konnte. Ich kam ihm immer näher. Nach zwei Minuten hatte ich ihn bis auf hundert, nach drei Minuten bis auf siebzig Schritte eingeholt. Er sah sich um und bemerkte mich. Die Lady begann, sich zu wehren; das störte ihn noch mehr. Er griff zum Messer und erhob die Hand wie zum Stoß, um ihr anzudeuten, daß sie sich ruhig zu verhalten habe, und zugleich mir durch diese Geste zu sagen, daß

er sie lieber töten als mir überlassen werde. Vom Pferd aus durfte ich nicht schießen. Ich wartete also, bis ich mich ihm auf fünfzig Schritte genähert hatte, hielt dann an, sprang aus dem Sattel und richtete das Gewehr auf ihn. Meine Hand zitterte nicht. Um die Lady nicht zu treffen, mußte ich möglichst hoch, nach seinem Kopf, zielen. Das war ein schwerer Schuß – er krachte; der Rote machte eine Bewegung nach vorn, als ob er von hinten einen Schlag erhalten habe; die Lady entglitt seinen Armen und fiel zur Erde. Ich war gar nicht wieder aufgestiegen, sondern hinterher gerannt. Schon stand ich bei ihr und hob sie auf. Sie war unverletzt, aber vor Entsetzen so schwach, daß ich sie an mich drücken mußte. Sie hielt die Augen geschlossen, doch, alter Jim, du kannst mir glauben, sie war auch ohne den warmen Augenstrahl so reizend, daß es meinen bärtigen Mund mit unwiderstehlicher Gewalt auf ihre Lippen zog. Der erste Kuß in meinem Leben, aber – by god, der letzte noch lange nicht! Doch davon nichts weiter! Ich will nur sagen, daß ich ihr Pferd einfieng, sie in den Sattel hob, dann auf das meinige stieg und mit ihr zurückkehrte.

[216] Da hörten wir Schüsse knallen und das Geheul der Wilden. Ich durfte meine Lady nicht neuen Gefahren aussetzen, suchte also schnell ein gutes Versteck für sie, ließ die Pferde bei ihr und rannte nach dem Kampfplatz. Die Dragoner hatten sich tapfer gewehrt, aber die Reisenden waren weder Kriegs- noch Westmänner, sie schossen beharrlich daneben. Doch, cheer up, meine Büchse begann ein Wort mitzusprechen, und schon nach kurzer Zeit machten sich die Roten aus dem Staube. Es hatte Opfer gekostet. Zwei Dragoner und drei Touristen waren tot und leidlich viele verwundet. Ich selbst hatte ein Kugelloch im Schenkel und einen tüchtigen Streifer über der Hüfte. Dennoch ritt ich zurück, um die Miß, um welche es große Sorge gab, zu holen. Ihr Vater war auch verletzt, er hatte einen Pfeil in die Schulter erhalten, ein ziemlich unangenehmes Ding für einen, der nicht Westmann ist.

Natürlich sah ich nun auch nach dem Häuptling. Er lag noch wie tot am Wasser und wurde heraufgezogen. Das Singen war ihm schlecht bekommen. Später kam er zu sich und wurde gut gefesselt, um als Geisel bei uns zu bleiben und dann von den Dragonern mit nach Old Fort genommen zu werden. Ich wurde jetzt aus anderen Augen betrachtet. Man nannte mich den Retter nicht nur der Lady, sondern der ganzen Gesellschaft, wogegen ich mich auch gar nicht sträubte. Tausendmal lieber aber waren mir die Blicke, mit denen die Augen der Miß immer und immer wieder auf mir ruhten. Und ich – nun ich hätte mir ihr schönes, liebes Gesicht bis in alle Ewigkeit hinein betrachten können; aber dazu gab es keine Zeit. Die Toten mußten begraben, **[217]** die Verwundeten verbunden werden. Diese waren der Pflege sehr bedürftig, aber wir durften der Rachsucht der Indianer wegen nicht am Kai-p'a bleiben. Wir machten uns also, so gut es ging, nach Fort Aspen, der nächsten bewohnten Stelle, wo wir gute ärztliche Behandlung fanden. Bent Harrison tat es nicht anders, ich mußte in einem Zimmer mit ihm liegen und mich ebenso wie er von Amely pflegen lassen. Sie hat alles Mögliche getan, aber ich kalkuliere, daß ich doch mehr aus Liebe so schnell wieder auf die Beine gekommen bin. Ich war übergücklich, als ich von ihr erfuhr, daß sie mir den Kuß da draußen am „singenden Wasser“ nicht verübelt habe, und als das ihr Vater erfuhr, war er der Meinung, daß sie mir das auch fernerhin beweisen müsse – all by all, sie hat mir gesagt, daß sie lieber ihre schönen, guten Augen für immer auf mir ruhen lassen, als die Squaw des „Großen Messers“ werden wolle, und hat den armen Scout zu einem Mann gemacht, der fast gar nicht weiß, wohin und wo hinaus mit seinem Glück. Oder nicht, Amely?“

Bill war mit seiner Erzählung zu Ende und blickte bei seiner Frage strahlenden Auges zu seiner „Lady“ hinüber. Diese erhob sich, kam zu ihm herüber, legte ihre Wange an die seinige und antwortete:

„My darling, ich muß dir ja gehören, weil ich ohne dich verloren gewesen und sicherlich gestorben wäre.“

„Beim Himmel,“ ruft da Jim gerührt, „Du brauchst gar keine Silbermine, um glücklich zu sein!“

„Nein, wirklich nicht, mein alter Jim. Die Mine ist ganz überflüssig, sie macht uns schwere Sorgen, **[218]** denn es fehlen uns die Hände, täglich so einen Haufen Dollars abzuzählen. Darum sind wir gekommen, um Euch abzuholen. Wollt ihr uns helfen?“

Da sprang Jim auf, schleuderte mit dem Fuß seinen Schemel fort und jauchzte:

„Sofort, sofort! Frau, Kinder, die Not hat ein Ende. Laß dich umarmen, alter Bill! In Zukunft werden wir jährlich einmal nach den Bighornbergen wandern, um deinem „singenden Wasser“ unsern Dank zu bringen.“

[[219]]

Der Indianerroman und seine wichtigsten Vertreter.

Eine literarische Abhandlung.

Von Dr. Rudolf Beissel.

©

[(254)]

Karl May und der „alte Dessauer“.

Von Dr. E. Schmid,
Leiter des Karl-May-Verlags.

©

[[261]]

Châbet-el-Akrâ.

Reiseerzählung von Leopold Gheri.

©

Auf den Spuren Kara Ben Nemsis.

Von E. Serman.

Meine Bekanntschaft mit Karl May reicht, wenn ich es recht bedenke, eigentlich so weit zurück, daß ich mich dessen kaum entsinnen kann. Schon in der Sexta wurde er von uns Jungen verschlungen – und dargestellt. Besonders seine amerikanischen Geschichten hatten es uns damals angetan, seine Helden, Winnetou, Old Surehand, und wie sie alle hießen. Mit heißen Augen, fast wie im Fieber, saß dann wohl ein jeder von uns Bürschchen – es ist ja eine Ewigkeit her – bei der Lampe, hatte sich vielleicht noch, um sich ja recht von der Außenwelt abzuschließen, die Finger in die Ohren gebohrt und folgte mit Leib und Seele den abenteuerlichen Fahrten und Schicksalen, die sich da vor ihm abspielten. Der Reiz des Lateinbuches und der griechischen unregelmäßigen Verba auf „mi“ wurde lange nicht so gewürdigt. Am nächsten Tag gab es dann in der Schule eine jämmerliche Niederlage, zu Hause vielleicht auch eins hinter die Ohren, aber das hat uns weniger geschadet, als wenn wir, deren junge Seelen so recht jedem Eindrucke offenstanden, uns mit der damals aufkommenden blutrünstigen „10 Pfennigliteratur“ **[286]** beschäftigt hätten. Im Gegenteil: wie begannen schon damals nachzudenken, Gelesenem nachzueifern. Wer durfte Old Shatterhand oder Winnetou darstellen? Sicherlich nicht nur der Stärkste, sondern auch ein Kerl, den wir moralisch für einen Braven erklärt hatten. Wehe dem, der sein Wort nicht hielt! Er war für uns erledigt. Hatten wir doch immer wieder bei May gelesen, daß ein Mann für sein gegebenes Wort unbedingt einzutreten habe. Und Männer wollten wir Jungens doch alle sein. Manches haben wir ja damals nicht verstanden, anderes aber hat in so vielen von uns den Grund zu wirklich Gutem und Schönem gelegt. Dann kam das Abiturientenexamen, die Universität, kamen tausend gute und schlechte Romane. Die schöne Zeit, in der wir für nichts in der Außenwelt Augen und Ohren hatten, als für unseren Karl May – war er doch wirklich unser aller Gemeingut geworden – war dahin. Und dennoch wurden ihm die wenigsten untreu. Nur mit anderen Sinnen lasen wir ihn jetzt; erkannten allmählich, mit welcher Liebe jener Mann die Dinge und Menschen geschildert hatte, die er gesehen, wie viel er von seinem Idealismus, von seiner Glaubensfreudigkeit in sie hineingelegt hatte. Man kann in manchem anderer Meinung sein als Karl May es gewesen, man wird ihn und seine Ansichten immer wieder gelten lassen müssen.

Ich gebrauchte vorher den Ausdruck „mit welcher Liebe er die Dinge und Menschen geschildert hat, die er gesehen“. Absichtlich. Weil ich damit auf jenen Pressefeldzug, der seinerzeit gegen ihn unternommen wurde, anspielen möchte. Wenn ich mich recht erinnere, war eine der Hauptanschuldigungen, die gegen **[287]** ihn damals vorgebracht wurden, die, er hätte jene Gegenden, die er beschreib[t], nie selber gesehen. Ich weiß nicht, ob es dem Dichter nicht sogar freisteht, aus seiner Phantasie die Umwelt zu schaffen, die er benötigt. Wenn Karl May das getan hätte, dann hätte er allein schon deswegen Bewunderung verdient. Aber daß seine Feinde auch mit diesem Vorwurf dem Vielgelesenen unrecht taten, davon sollte ich mich später mit eigenen Augen überzeugen. Ihn wirklich schätzen und ihn in seiner Größe ganz erfassen können, habe ich erst dann vermocht, als ich einen Teil jener Länder, von denen er schreibt, selber kennen lernte; als ich an mir selber bemerkte, wie unendlich viel ich dem Mann eigentlich verdanke. Wiederholt bin ich auf seine Spuren gestoßen, häufig habe ich seinen Namen, seine Bücher sogar in Gegenden gefunden, wo sonst die Anwesenheit eines Europäers gerade nicht zu den Alltäglichkeiten gehörte. Und immer wieder drängte sich mir der Gedanke auf, wie scharf jener Mann schaute, wie fein er schilderte, mit welcher Liebe er die Eigenheiten eines Volkes erfaßte, sie verklärte. Sogar das Böse. In Albanien, im „Lande der Skipetaren“, war es zum ersten Male. Ich war in Durazzo an Land gestiegen, hatte später einen Ritt unternommen, der mich fast bis Skutari, und später zurück bis gegen Kalkandelen hinaufführte. Wenn ich schildern sollte, was ich damals gesehen habe, ich könnte nichts Besseres tun, als die Bücher Karl Mays empfehlen. In einem kleinen Hause fand ich seinen Namen. Da war er vor Jahren gewesen. Zu kurzem Aufenthalte nur. Und doch hatte er alles so erfaßt, so genau beschrieben, als hätte er jahrelang dort gewohnt.

[288] Als ich wieder einmal daheim weilte, nahm ich mir seine Bücher vor. Manches ist mir erst nachträglich so recht aufgefallen. Welche Mühe er auf seine Schriften verwandt, welche ungeheures Studium dazu nötig war, so zu schreiben, wie er es tat. Ähnlich ging es mir ein Jahr später, als mich mein Weg durch den Balkan führte. Kurz vorher hatte ich wieder „In den Schluchten des Balkan“ durchgeblättert.

Nicht die beste Photographie hätte wahrheitsgetreuer malen können, als er es getan hat. Was mir dabei so interessant schien, war, wie er dem Volke selbst die kleinsten Eigenheiten abgelauscht hatte. Seine Figuren sind so echt gezeichnet, daß ich manchmal fast verblüfft darüber war. Weil mir manches überhaupt nicht aufgefallen wäre, wenn ich es nicht schon erfahren hätte.

Ähnlich wie in Albanien und im Balkan ging es mir mit ihm in Ägypten. Der Europäer begnügt sich gewöhnlich mit dem modernen Kairo, trinkt in einem der vornehmen Gehöfte seinen Sorbet, unternimmt einen Ritt nach den Pyramiden, eine Fahrt auf dem Nil. Ich danke auch hier vieles May, dessen Namen ich wiederum in der Fremdenliste meines Gasthofes fand. Er begnügt sich nicht mit den üblichen Pfaden, er wollte tiefer schauen, ging seine eigenen Wege. Ich folgte ihm. Ich konnte aber nichts anderes mehr sehen, was er mir in seinem Buche „Im Lande des Mahdi“ nicht schon gesagt hätte. Nur daß ich alles interessierter, fast mehr mit Bewußtsein betrachtete, weil ich es durch ihn schon kannte. Was muß er – ich denke dabei noch nicht einmal an die Sprachen – gelernt, studiert haben!

Der Weltkrieg brachte mich nach der Türkei, durch **[289]** Kleinasien nach Damaskus, nach Jerusalem, in die Wüste. Ich hatte militärisch viel zu arbeiten, es blieb mir nur wenig Zeit für mich. Eines Abends, als ich wieder in das Hotel zurückkehrte, ging ich zufällig zur Bibliothek, um mir noch irgendein Buch herauszuholen. Karl Mays sämtliche Werke leuchteten mir entgegen! Und man sah es ihnen an, wie fleißig man diese Bücher benützte. Das war eine freundliche Überraschung – war ich doch, als Vertreter des Berliner Lokalanzeigers, überhaupt der einzige deutsche Kriegsberichtersteller, der jenen denkwürdigen ersten Kriegszug der Türken durch Arabien zum Suez¹⁶ mitmachen durfte; und gerade dieser einzige war ein Verehrer Mays!

Der Besitzer des Gasthofes erzählte mir dann, May sei zweimal bei ihm gewesen. Er sei ihm durch seine arabischen Sprachkenntnisse aufgefallen, sei allerdings nur kurze Zeit bei ihm in Jerusalem geblieben und dann mit seinem arabischen Diener in die Wüste geritten.

Der Gasthofbesitzer, ein aus Süddeutschland ausgewanderter Landsmann namens Fast, sprach oft und gern von Kara Ben Nemsi. Die beiden Male, die er bei ihm abgestiegen war, hielt sich Karl May nur wenige Tage im Gasthof auf; gerade lang genug, um seine Ausrüstung zu vervollständigen, deren er für seine weiten Züge bedurfte, die ihn nach Bethlehem, Hebron, bis tief in die Wüste hinein und anderseits über das Tote Meer hinaus in die kahlen Berge von Juda führten. War alles, was not tat, vorhanden, dann verschwand er mit einem Araber auf mehrere Wochen. **[290]** Er erzählte bei seiner Rückkehr nur spärlich über das, was er erlebte, wie er denn überhaupt ein ziemlich wortkarger Mann war; ein Mann der Tat, kein Mann der schönen Worte. Umsomehr aber wußte sein Begleiter über ihn zu berichten, daß er keine Mühen und keine Gefahren gescheut hätte, daß er bei den Beduinen wie einer ihresgleichen lebte, von einer Hand voll Datteln und einem Stück Fladenbrot. Oft genug wurde Karl May gewarnt; denn gerade in den Gegenden, die er durchzog, um seine Studien zu machen und Land und Leute kennen zu lernen, waren kurz vor ihm erst mehrere Christen ermordet worden. Eine kriegerische Stimmung herrschte unter den verschiedenen Beduinenstämmen, die zu jener Zeit gerade eine Thar, ein Blutrache austrugen. Das aber waren Bedenken, die bei ihm nie verfangen, wenn es galt, Stoff für seine Bücher zu sammeln. Er hat seinen Beruf, wie mir Herr Fast erzählte, so ernst genommen, wie kaum ein zweiter. Als wir eines Tages vor den Werken des Toten standen, sagte der Gasthofbesitzer unvermittelt zu mir:

„Ich kenne das Land doch seit vierzig Jahren, und doch lerne ich es erst kennen, wenn ich in seinen Büchern blättere, die ich mir alle anschaffte. Wie würde ich mich freuen, wenn er noch einmal wiederkäme! Und ich bin überzeugt, vielen der Beduinen, die ihn kennen gelernt und mit ihm gelebt haben, geht es ebenso. Wie er es gemacht hat, weiß ich nicht; aber wo er war, da hat er ein dankbares Erinnern und viel Liebe hinterlassen.“

Vierzehn Tage später brach unsere Division nach der Wüste auf. Beduinen führten uns; ihr Scheich ritt stets an meiner Seite und ich unterhielt mich viel **[291]** mit ihm. Der Mann sprach ein wenig englisch, erzählte mir von dem Lande, von den Sitten und Gebräuchen. Und wieder fiel mir auf, wie ich ja all das schon längst kannte. Ich sah in meiner militärischen Umgebung die Dinge vielleicht nüchterner an, als May sie geschildert hat, aber mir kam das alles vertraut und bekannt vor; es war mir, als ob ich in ein Land nach langer Trennung wiederkehrte. Sicherlich hat Karl May vieles verklärt in seinen Werken, aber das Meiste war

¹⁶ Man vergleiche mein Werk: „Mit den Türken an die Front!, Verlag August Scherl, Berlin.

doch genau so, wie er es schrieb. Nur die Menschen waren, schien mir, anders, waren schlechter, wie sie es eben überall sind! Sehr, sehr wenig Ideale, aber viel kalte Berechnung, Schurkerei, Verrat. Natürlich gab es auch Ausnahmen. Darin lag vielleicht sein einziger Fehler. Oder ob nicht vielleicht gerade in dem Abweichen von der Wirklichkeit in diesem Punkte Absicht lag? Karl May hat sich in seinen Werken vor allem an die Jugend gewandt. Sollten seine Figuren gerade sie anspornen, aneifern, veredeln? Dann hat er seinen großen und hohen Zweck erreicht! Die Nüchternheit, die Kehrseite des Lebens, zeigt sich dem Alltagsmenschen Tag für Tag; Karl May hat dem Leben aber – so möchte ich sagen – etwas vom Sonntag gegeben, er hat ihm Ideale geschaffen, für die wir ihm immer danken werden.

Das Schicksal eines Briefes.

Von Otto C. Artbauer.

Am 1. April 1912 saßen wir im „Kaffee Statione“ zu Triest, dem Treffpunkt der dortigen Deutschen; mein Wanderbruder und Notgenosse, Oberleutnant Franz Mühlhofer, und ich. In wenigen Stunden sollte der Dampfer abgehen, der uns beide einer ungewissen Zukunft entgeggetragen würde, strapazenreichen Monaten auf der Karawanenstraße, zu stetem Kampf gegen böswillige Menschen und böse Natur. Zu einer Forschungsreise durch die Cyrenaika, gerade in einer Zeit, als türkische und italienische Gewehre jeden Augenblick losgingen. Schweigend starrte ich in das staubige Grün der gegenüberliegenden Anlagen, als mein zeitunglesender Kamerad mir das Blatt herüberreichte. Mein Blick fiel auf eine Stelle, wo zu lesen stand: Karl May gestorben.

Karl May gestorben! Eine Woche, nachdem er in Wien, umtost vom Beifall begeisterter Anhänger, im riesigen, bis aufs letzte Plätzchen gefüllten Sofiensaal **[293]** einen Vortrag gehalten über seine Zukunftspläne. Ja, wir Abendländer, wir sagen: der Mensch denkt, Gott lenkt. Der Morgenländer in seinen blumenreichen Sprachen sagt dasselbe, aber langatmiger: „Allah ist es, der das Buch des Lebens schreibt und vorwärts blättert. Wir armen Sterblichen, seine Geschöpfe, denen nur die Erinnerung bleibt, wir vermögen es, nach rückwärts zu blättern. Gepriesen sei die Weisheit des einzigen, der die Dinge in seinem Weltall lenkt und geschehen läßt, uns zum Nutz, auf daß wir sie daraus beachten lernen und seinen Namen loben. Amin, amin.“ – Karl May hatte nun aufgehört, zurück zu blättern in seinem Lebensbuch, er hatte es zugeschlagen nach dem Willen dessen, der es geschrieben hat. So sagte auch ich: Amin, amin!

Inmitten der lärmenden Umgebung am Bahnplatz zu Triest zogen vor meinem geistigen Auge Bilder vorüber, Bilder, die – doch, wozu Gewesenes berühren? „Lasse ruhen, was nicht mehr ist“, rät arabische Lebensweisheit. Aber man verstehe, wie eigenartig die Nachricht vom Tod eines Vielgeprüften, Vielgefeierten und Vielangefeindeten den berühren muß, dem der Orient selbst zur zweiten Heimat geworden, der aber seine erste Fühlung mit dieser farbenfrohen Welt eben durch Schriften des Dahingeschiedenen erhalten hat. Durch Schriften, die er selbst während eines Jahrzehnts ständiger Wanderschaft auf Form, Inhalt und Wert zu überprüfen überreiche Gelegenheit hatte. Und der als reifer Mann, dessen Haare zu ergrauen beginnen, immer wieder zum Schluß kam: Ja, genau so ist die Welt Mohammeds. Genau so, wie Karl May sie schildert. Da griff ich denn nach meinem Merkbuch, **[294]** riß einige Blätter heraus und kritzelte hin, wessen das Herz übertoll war. Lange Ergüsse, die nur den Augen eines lieben väterlichen Freundes bestimmt waren. Dann sandte ich das Ganze an Adolf Gelber in Wien. Der aber, als Schriftleiter des „Neuen Wiener Tagblatt“, hatte nichts Eiligeres zu tun, als zwei Tage später die lose hingekritzelten Zeilen in seinem Blatt zum Abdruck zu bringen, so, wie ich sie wenige Viertelstunden vor dem Verlassen Europas niedergeschrieben.

In den ersten Tagen 1913 waren wir wieder zurück, Mühlhofer und ich. Da wartete meiner unter anderem ein sonderbar aussehendes Schreiben. Aufgegeben in Wien, gerichtet an meine Wiener Anschrift, frankiert mit Inlandsporto. Daneben eine ägyptische Strafmarke, denn das Schreiben war mir nachgesandt worden



Otto C. Artbauer in Sejjan (1906.)

nach Ägypten, wo es mich selbstverständlich nicht mehr angetroffen hatte. Darunter auf französisch: Abgereist nach der Cyrenaika, wahrscheinlich nach „Derna“. Nun war das Schreiben „nach Derna“ gegangen, auf dem Seeweg nach dem wirklichen Derna – in dem die Italiener saßen. Ich aber war auf dreiwöchigem Kamelritt durch die öde Mariutprovinz, durch die libyschen Salzsteppen, am Landweg nach dem türkischen Lager vor Derna gezogen, dorthin, wo Enver Bey mit einer Handvoll Getreuer lagerte und den Italienern, die eben in Derna saßen, jeden Schritt vorwärts streitig machte. Der italienische Postbeamte schrieb boshaft auf den Umschlag, daß ihm der Name zwar aus Tripolis her bekannt sei. Daher vermute er auch, daß der verflixte Tedesko sicher sich im neuerstandenen Derna befinde, [295] beim „Nenico“ im Landesinnern. Daher zurück nach Ägypten und weiter nach Konstantinopel. Dort kamen nur krause, arabische Schriftzeichen darauf, in türkischer Sprache der Vermerk, daß zufolge Allahs unerschütterlichem Ratschluß der Brief bestimmt sei, in meine Hände zu gelangen. Da der Weg in die Cyrenaika aber weit und gefahrvoll sei, wäre es besser, man sende ihn zurück nach Wien, wo ich ihn nach meiner Rückkehr sicher vorfinden und in Muße lesen könne. Inzwischen hatte sich auch eine österreichische Strafmarke dazugesellt und der Stempel eines rumänischen Postamtes. Wahrscheinlich war er, wegen des inzwischen ausgebrochenen Balkankrieges, über dies Land zurückgegangen.

Nachdem der eigenartig aussehende Umschlag genugsam beguckt war, öffnete ich ihn. Eine zierliche gleichmäßige Schrift sah mir entgegen, die Buchstaben nach der alten Schule. Augenscheinlich von einer Dame, vornehm und feinfühlig, einer von jenen, die das durchgeistigte alte Wien darstellen. Hier ist der Inhalt des vielgewanderten Briefes:

Mein Herr!

Nehmen Sie meinen herzlichen Dank für Ihr schönes Eintreten zugunsten Karl Mays, und den Dank aller warmfühlenden und ehrlichen Menschen, die mit Ihnen eines Sinnes sind, des bin ich sicher. Ich freute mich, als ich Ihre herzlichen Zeilen las, und ich hoffe, daß sie recht vielen Menschen zu Gesicht kommen, als Urteil und Meinung eines Mannes, der aus eigener Erfahrung, aus seinem eigenen verwandten Wirkungskreis den Wert der Bücher beurteilen kann, die unser Toter schrieb. Die Erde sei ihm leicht.

Ich bleibe, mein Herr, Ihre wohlgeneigte

Constance von Sauer-Czaky Thavorat.

[296] Nie hatte ich die Dame gesehen, nie von ihr gehört. Ich weiß auch wirklich nicht mehr, was ich um Jahresfrist früher am wackligen Kaffeehaustisch hingekritzelt habe, während meine Gedanken schon wieder bei ernster Tätigkeit waren in jenen Gebieten, in denen Wasserschlauch und Wüstenschiff der Natur und allen Lebewesen ihren Stempel aufprägten. Aber der Brief der Frau Hofrätin und dessen vielgewandeter Umschlag, sie sind beide meiner Sammlung von Seltenheiten einverleibt.

Die Welt der Seele und Karl May

Von Dr. Heinrich Lhotzky

Wir leben ohne Zweifel in der humorvollsten Welt, die denkbar ist. Wer's noch nicht sieht, dem kann ich nicht helfen; er sieht's *n o c h* nicht. Aber wer es sieht, dem ist überhaupt geholfen, denn er muß anbetend stillstehen und niedersinken vor der unendlichen Weisheit und Überlegenheit, die das alles so geordnet hat, und freundlich geordnet hat, und damit ist er bereits eingetreten in eine selige Ewigkeit voll unerschöpflicher Aussicht und Einsicht. Damit steht er schon hoch über Welt und Zeit.

Der Humor liegt in unserem Sein eigenartig eingebettet. Es gibt ohne Zweifel viele ineinander gebaute Welten. Wir reden von Menschenwelt, Tierwelt, Pflanzenwelt, von der irdischen Welt und der Sternenwelt. Vielleicht ist unsere ganze Sternenwelt das Gelände unserer Milchstraße, in der unser Sternchen Erde mit seinem Söhnchen ein einziges Stäubchen ist, nur eine von vielen. Es scheint begründete Annahme zu sein, daß wir eine oder zwei Nebenwelten noch erkennen **[298]** können. Jedenfalls haben wir volles Recht, von diesen Welten allen zu sprechen. Jede ist in Wirklichkeit eine Welt für sich.

Und doch sind's nur äußerliche Welten. Es gibt auch innerliche. Die Wissenschaft ist eine Welt für sich, ebenso die Kunst. Aber die allerwichtigste Welt sind wir selbst. Wir sind das wahrnehmende Glied für alle diese wirklichen oder nur denkbaren Welten.

Was ist allein der Mensch für sich! Diese Summe von Mühe, Arbeit, Sorge, Verzweiflung, Freude und Hoffen, Werden und Vergehen. Wahrhaftig eine Welt für sich, von einem Umfang, einer Wucht und Bedeutung, die unermeßlich ist. Und diese Welt ist ein lastendes Geheimnis, das noch nie einen Ödipus gefunden hat, der ihr Rätsel raten konnte, ein Rätsel, das immer geheimnisvoller wird, je länger wir daran herumraten.

Der Mensch macht eines Tages die Entdeckung, daß er da ist. Das tritt ein einige Jahre nach seiner Geburt in dieses Dasein. Er braucht etwa anderthalb Jahrzehnte, bis er etwas erfährt und begreift von den näheren Umständen seiner Geburt. Man sollte doch meinen, es wäre sehr wichtig, ihm vorher einige Aufklärungen zu geben über das tief erschütternde Ereignis seines Lebendigwerdens. Aufklärungsbedürftige Menschen würden ohne Zweifel solche Aufklärungen geben wollen. Aber die Natur hat auch ihre Möglichkeiten schlechthin versagt. Aber auch dann, wenn er einigermaßen der Aufklärung fähig ist, erfährt doch keiner, wer er ist, von wannen er kommt, und wohin er fährt. Das über alle Maßen Große ist in völliges Dunkel gehüllt. Fortwährend lüften sich dem schauenden Geiste allerlei Dunkelheiten und Hüllen des Daseins, aber je **[299]** mehr sich enthüllen, desto größere bleiben. Für alle. Ohne Ausnahme.

Darin liegt der Humor. Etwas unbeschreiblich Großes ist ohne Zweifel da. Etwas, was wichtiger ist, als alles, was wir erlernen und erforschen und mit unserem Hirn erfassen können. Aber gesagt wird's nicht. Wir sollen's erleiden, erleben und im Erleben soll sich uns einiges Wenige davon künden. Dem einen mehr, dem anderen weniger, keinem alles.

Darin bekundet sich eine Überlegenheit im Dasein über das Dasein. Darin liegt der Humor. Humor ist eine innere Überlegenheit. Wer lachen kann, steht über der Sache, denn er beurteilt sie. Dieser Humor ist sogar eine das Dasein unendlich überragende Überlegenheit, deren Ursachen wir auch von ferne nicht verstehen können. Also gibt's eine Macht, die das Dasein beurteilen kann und unendlich hoch darüber steht als unerreichbare Weisheit, die offenbar mit Vorbedacht dem Erdgeborenen keine Aufklärung, aber unendlich viel Gutes oder wenigstens Kraftvolles zu geben wünschte. Diese denkende, freundlich lächelnde Weisheit und ihren Träger nenne ich Gott und sage: einer der besten Gottesbeweise ist der Humor in unserem Dasein, das Innwerden der großen Überlegenheit, die uns umwaltet.

Aber es ist kein alle zwingender Beweis. Beweise, die Menschenhirne zwingen, sind Gottes nicht würdig. Sie wären zu klein. Aber für den, der den Humor erkennt und die Weisheit schauen darf, die ihn einhüllt, für den ist sie niederzwingend, auf anbetende Kniee zwingend, die ein Herz mit heiliger Ehrfurcht und Inbrunst erfüllt. Sie bringt ihn in den einzig möglichen **[300]** Zustand der Erkenntnis Gottes, in den Zustand der Ehrfurcht und Offenbarung.

In diesem Zustande werden Geheimnisse erlebt und erschaut, und öffnen sich die Schleier der Ewigkeiten, die alle Welten, deren wir inne werden, umwallen. Keiner kann den anderen mit Beweisen zwingen. Im

Reiche des Geistes gibt's nichts Zwingendes. Dort besteht nur Freiheit. Aber keinem einzigen ist der Eintritt in die Welt des Geistes, der Ehrfurcht, der Offenbarungen, Gottes, verwehrt. Für alle ist sie da, für manche noch nicht geöffnet. Noch nicht. Aber sie wird's. Einmal.

Unser Ich ist also ein Geheimnis. Keiner weiß, wer er eigentlich ist. Ein ganz klein wenig davon weiß ich, aber das Wenige ist so groß, daß ich nicht wage, es auszusprechen. Es wird aber allen offenbar werden und mehr noch als die schwachen Ahnungen, die ich habe.

Drolligerweise wissen wir aber auch nicht, wie dieses Ich zusammengesetzt ist. Daß es keine einfache Größe ist, das merkt man schließlich, aber der eigentliche Umfang ist nicht festzustellen. Die alten Inder erkannten das Ich als siebenfach gelagert. Mir ist das undeutlich, wie überhaupt unserem abendländischen Denken. Machen wir's uns also bequemer und einfacher.

Das Ich hat zunächst einen Körper, eine sichtbare, stoffliche Erscheinungsform. Soviel sieht jeder. Dieser Körper ist höchst wahrscheinlich der einzig mögliche und notwendige Ausdruck unseres unsichtbaren Ichs. Wer aus Gesichtszügen, Schädelbildung, Handlinien, die Eigenschaften und auch das Schicksal des Planetendaseins lesen will, hat gewiß im Grunde recht, wenn er sich **[301]** auch in den Einzelheiten gewaltig irren mag und vermutlich vorwitzige Kunst treibt. Er könnte ebensogut aus dem Fuß, dem Auge, dem Munde und jedem Körperteil lesen, auch aus Herz und Nieren und Eingeweiden. Handschrift und Gang, Sprache und Lachen, Blick und Bewegung reden ebenfalls eine deutliche Sprache. Alle sind Zeugen des geheimnisvollen Ichs, des großen und doch so deutlichen Unsichtbaren. Bei jedem ist alles das vom Nebenmenschen unterschieden. Also ist jedes Ich etwas Einzigartiges.

Aber das Körperliche ist nicht das Ich. Es verdeutlicht und versichtbart es nur. Es ist sein Gewand, nicht sein Wesen. Aber sein unzweifelhaft folgerechtes Gewand, ein Teil des Ichs. Ohne Zweifel ist, daß die Sprache den Gedanken, der Blick die Gesinnung, das Lachen das Verstehen umhüllt und enthüllt.

Wir fühlen im Ich selbst eine große unsichtbare Welt, ja Welten, die das Körperliche weit überragen, die auch ohne Zweifel bestehen können ohne körperliche Sichtbarkeit. Einige leugnen es zwar, aber beweisen können sie ihre Verneinung noch weniger, und die größere Wahrscheinlichkeit liegt offenkundig auf unserer Seite.

Wir spüren hinter der Körperwelt eine Welt der Empfindung, die alles Körperliche weit überragt. Nennen wir sie Seele. Es ist ein Wort, das die Unbegreifliche weder erklärt noch umschreibt, aber ein Mittel der Verständigung. Der Körper tastet sich mit seinen Sinnen in die umgebende Welt, die Seele verarbeitet ihre Eindrücke und verbindet sie und baut die Rohstoffe der Sinneneindrücke zu einem Ganzen aus. Was der Körper betastet, lehrt die Seele verstehen. Sie lernt **[302]** es auch, ohne im Vollgebrauch ihrer Sinneswerkzeuge zu sein, denn sie ist unabhängig von ihnen. Sie überragt weit den Körper. In unserer Zeit lebte ein Mädchen, das blind, taub und stumm war, aber ihre Seele [Seele] war's nicht. Nur ihr Körper war's. Sie lernte die Welt besser begreifen, als mancher, der im Vollgebrauch aller Sinne war. Die Sinne sind nur die Krücken der Seele, aber sie vermag auch ohne Krücken zu wandeln. Soviel größer und umfassender ist sie. Sie fühlt sich zurecht und verwebt das All zu einem einheitlichen Bilde. Sie ist der Ort, in dem die Welt dem Ich zum Bewußtsein kommt. Sie sieht den heimlichen Gedanken, sie fühlt sich in das Innerste hinein, sie vernimmt das verborgene Walten, das kein Sinn je erreicht, sie schmeckt das Zuträgliche und Abträgliche, das Gute und das Böse, in ihrem Ahnungsvermögen hat sie einen Geruch vom Wesen der Dinge. Die Fäden der Entwicklung laufen durch die Seele; bezeugt der Körper den Ort, so vernimmt die Seele die Zeit und alles, was in ihr liegt. Sie vermag die scheinbare Unendlichkeit der Außenwelt in ein einziges Ich hinein zu fassen, wie ein gut geschliffenes Glas die Sonnenstrahlen, die aus märchenhafter Ferne heraneilen, in ein winziges Pünktchen zusammenbindet und dort wirken läßt ...

Dennoch ist diese Allumfassende nicht das Ich, so wenig wie der Körper. Wir kennen die Grenzen der Seele nicht; vielleicht die unteren, aber nicht die oberen. Sie entzieht sich gänzlich unseren Sinnen, unserer Berechnung, unseren Werkzeugen. Die photographische Platte, die vieles kündigt, was die Sinne nicht wahrnehmen, hält die Seele nicht fest. Die empfindlichste Wage, das feinste elektrische Meßwerkzeug gibt von ihr **[303]** keinen Ausschlag. Alle diese Dinge sind viel zu grob und stofflich für das feine Gebilde der Seele. Noch viel weniger erkennbar sind die Grenzen, wo die Seele und Geist ineinander übergehen. Denn Seele ist nicht das Letzte, Tiefste. Wir müssen noch ein anderes annehmen, den Geist. Aber ist schon Seele ein geheimnisvolles Wort, das eigentlich nichts sagt, noch mehr ist's der Geist. Bilden sie zusammen das Ich? Sind sie die Hüllen des Ichs? Wir wissen's nicht.

Die Sprache hat ein feines Empfinden gehabt und stellte sich die Seele weiblich, den Geist männlich vor. Im weiblichen überwiegt das Seelische, im männlichen das Geistige, ohne daß es dem Weibe an Geist und dem Manne an Seele gebräuche.

Die neuere Seelenlehre unterscheidet überhaupt nur Körper und Seele im Menschen. Das ist auch eine Verlegenheit. Sie mag sich in noch tiefere Tiefen nicht hineinwagen. Nennen wir aber einmal hier Seele die Empfindungswelt, Geist die Denkwelt des Ich! Es soll nur eine Bequemlichkeit sein, um uns zu verständigen. Denken wir uns ferner, wenn wir von der äußerlich sichtbaren Begrenzung des Menschen auf sein geheimnisvolles Ich zuschreiten, daß wir zuerst seine Körperwelt durchmessen, dann seine Seelenwelt und zuletzt seine Geisteswelt, ehe wir den eigentlichen Menschen finden.

Jeder ist somit ein Weltall für sich, jeder einzelne der Menschenmilliarden dieses Planeten, die waren, die sind und sein werden, ein Milchstraßensystem, und alle haben Platz auf diesem Sternchen und seiner Geschichte! Wie wunderbar und unbegreiflich ist doch der Mensch und die Welt!

[304] Und doch verständlich. Verständlich für jeden. Jeder erlebt den Menschen in sich und anderen, und jeder faßt von dem Rätsel Mensch soviel, als er zu fassen vermag. Es stehen kleine Gläser und große Gläser auf einem Tisch. Da kommt eine Hand und füllt sie aus einem Krüge alle voll Wein. Nun sind alle voll zum Überlaufen, aber einige fassen viel, einige wenig und keines enthält allen Wein, nicht einmal der Krug. Der brachte nur ein winziges Etwas aus einem unermeßlich großen verborgenen Keller. So ist der Mensch, so ist die ganze Natur. In den Tiefen der Ewigkeit ruht ihre Fülle, aber jeder faßt, was er kann, der Wilde ebenso wie der Weise, jeder faßt, was er erlebt, und alle erleben etwas davon.

Es war einmal ein Mensch, ein deutscher Schriftsteller – kein sehr beneidenswerter Lebensberuf – der hieß Karl May. Er hat viele wunderbare Bücher geschrieben, hat ein gut Stück des Planeten durchmessen, das Leben mannigfach kennen gelernt, auch in seinen tiefsten Tiefen. Der war voll glühender Sehnsucht, seinen Mitmenschen zu helfen. Da sagten seine Neider und Feinde und Verkläger: „Der Mensch ist ein Problem“, und nannten ihn das Karl-May-Problem. Sie schrieben gelehrte Abhandlungen darüber und hielten kluge Reden und verstanden das Problem nicht. Sonst hätten sie ja nicht so gelehrt darüber geschrieben. Das verdroß natürlicherweise den Träger des Karl-May-Problems, der selbst ein Menschenleben dran herumerlebte und es erlebend zu lösen wußte. Seine sämtlichen Werke wurden ja nur geschrieben, um sich das Problem von der Seele zu schreiben. Alle echten Schriftsteller tun das, daß sie ihre Seele mit **[305]** ihren Werken zu entlasten suchen. Aber angesichts der unerwünschten Problemlöser rief er einmal ärgerlich:

„Was ist denn das Karl-May-Problem eigentlich? Es ist das Menschheitsproblem, aus dem großen, alles umfassenden Plural in den Singular, in die einzelne Individualität transponiert. Und genau so, wie dieses Menschheitsproblem zu lösen ist, ist auch das Karl-May-Problem zu lösen, anders nicht!“¹⁷

Der Mann hat Recht. Ich kann es beweisen. Ich sage nur: Goethe. Wenn man zum Deutschen sagt: „Goethe!“ so ist alles bewiesen. Das war nicht immer so. Noch in meiner Jugend galt Goethe für ein sehr zweifelhaftes Individuum, dessen Werke man uns nicht sehr gern lesen sah. Ein Pfarrer zeigte mir einmal seine Bücherei. Auf dem untersten Brett standen Schiller und Goethe: „Das sind meine Heiden, die ich auch unter meinen Büchern habe.“ Von den römischen Klassikern gebrauchte er das Wort nicht, obgleich sie's doch waren. Ein Professor an der Universität pflegte zu sagen: „Vor einem Mädchen, das den Faust gelesen hat, würde ich ausspeien.“ Heute, wie gesagt, ist's anders. Gottlob!

Als Goethe das Problem vom Menschen zu lösen suchte in seinem Faust, da ließ er ihn ausrufen: „Zwei Seelen wohnen, ach! in meiner Brust.“ Da sind wir mitten im Karl-May-Problem, im Problem von der gespaltenen Seele.

Es ist eigentümlich, aber sicher nicht Zufall, daß uns Karl May erzählt, kaum etwas habe einen so tiefen nachhaltigen Eindruck auf ihn, der damals noch ABC-Schütz war, gemacht, als ein Puppentheater, das in **[306]** seinen Heimatsort kam und das Stück gab: „Dr. Faust oder Gott, Mensch und Teufel“. Es war nicht der Goethesche Faust, sondern der Faust des uralten Volksstücks, es war „ein unmittelbar aus der tiefsten Tiefe der Volksseele heraus zum Himmel klingender Schrei um Erlösung aus der Qual und Angst des Erdenlebens“. So empfand es der Knabe. Aber an dem Abende hatte er sein Ideal gesehen, dem fortan sein

¹⁷ Ges. Werke Bd. 34 „Ich“ S. 280.

ganzes Lebens geweiht war: „Stücke für das Theater schreiben! Über das Thema Gott, Mensch und Teufel!“ Das war der Faust, das Karl-May-Problem, das Menschheitsrätsel.

Im Leben kommt manches anders. Das gehört mit zu seiner geheimnisvollen Größe und Würde. Soviel mir bekannt, hat Karl May kein einziges Stück für das Theater geschrieben, wohl aber an 50 Bände, die man Reiseabenteuer nennen könnte. Aber als der Tod dem Greis die Feder aus der Hand nahm, da empfand er noch so lebhaft wie damals in der Volksschule: Das alles ist nur die Vorbereitung für meinen eigentlichen Beruf. Bisher schrieb ich flüchtige Entwürfe. Von nun an will ich die eigentliche Arbeit beginnen und alle Weisheit meines Lebens in wertvolle Darbietungen des Dichters legen – und Stücke für's Theater schreiben über das Thema: Gott, Mensch und Teufel. Kurz darauf ging er ein in das Reich der erreichten Ideale aus dem Lande der erstrebten oder, um mit seinen eigenen Worten, die er in seinem Lieblingsmärchen gebraucht, zu reden, aus Ardistan nach Dschinnistan.

In die Welt der Seele bekommen wir bezeichnenderweise oft mehr Einblick durch Beobachtung der kranken [307] Seele als der gesunden. Wäre alles, was uns umgibt, nach den Regeln des Gesunden und Richtigen aufgebaut, so würden wir schwer imstande sein, etwas Tieferes von seinem Wesen zu verstehen. Ohne Krankheiten wüßte keine Wissenschaft etwas vom menschlichen Körper. Aber wenn Krankheitserscheinungen da sind oder uns selbst belasten, so vermehren gerade sie die Erkenntnis. In das Land der Seele sehen wir deutlicher durch die kranke als die gesunde Seele. Karl Mays Not war lange Zeit die gespaltene Seele.

Es ist eine weit verbreitete Krankheit. Es ist die Menschheitskrankheit. Wie sie alle mit einem nur halb geschlossenen Schädel geboren werden, der sich erst allmählich schließt, so werden sie alle mit einer mehr oder weniger gespaltenen Seele geboren, und die Hauptaufgabe des Lebens ist, ihre Einheit zu erringen. Einer unserer Größten hat dazu gesagt: Das Gute, was ich will, das tue ich nicht, aber das Böse, das ich nicht will, das tue ich. Das ist das berühmte Karl-May-Problem. Es hat sich bei ihm in äußersten Grenzen bewegt. Daraus allein sollte man auf die Größe Mays schließen. Kleine Menschen machen kleine Fehler, große Menschen sind auch in ihren Fehlern groß. Man kann's ebenso das Apostel-Paulus-Problem nennen, der sich als Saulus wie ein blutdürstige Bestie gebärdete und als Paulus eine neue Wahrheit in die Welt hineinrief, die die ganze Welt umgestaltet hat und weiter umgestalten wird. Ohne die zwei Seelen in seiner Brust wäre Goethe nicht der geworden, auf den Deutschland stolz ist, weil wir ihm alle zu Dank verpflichtet sind.

Die gespaltene Seele hat Karl May ins Gefängnis und Zuchthaus geführt, aber sie ist auch die Ursache [308] seiner Schriften geworden und hat ihn zu einem Volksschriftsteller gemacht, dessen Werke in Millionen von Büchern in der Welt verbreitet sind und ebenso bleiben werden wie Cooper und andere. Aber wohlgemerkt: Die Krankheit der gespaltenen Seele hat's nicht getan, sondern der Heilversuch. Der Kraftaufwand aus dem Reiche des Geistes, der der Krankheit Herr zu werden wußte. Karl May hat sich die Last von der Seele geschrieben:

„Ich will Licht schöpfen aus dem Dunkel meines Gefängnislebens. Ich will die Strafe, die mich getroffen hat, in Freiheit für andere verwandeln. Ich will die Strenge des Gesetzes, unter der ich leide, in ein großes Mitleid mit allen denen, die gefallen sind, verkehren, in eine Liebe und Barmherzigkeit, vor der es schließlich kein Verbrechen mehr und keine Verbrecher gibt, sondern nur Kranke, Kranke, Kranke.“¹⁸

Ein echter Schriftsteller setzt sich nicht an den Schreibtisch und überlegt sich: Was schreibe ich jetzt? – Das tun die Federfuchser, die Papiermarder, die Tintenlecker, die Abschriftsteller in ihren Entlehnsesseln. Der echte Schriftsteller trägt in seiner Seele das große Leid der Welt, wie es Goethe so wundervoll gesagt hat:

Was der ganzen Menschheit zugeteilt ist,
Will ich in meinem innern Selbst genießen,
Mit meinem Geist das Höchste und Tiefste greifen,
Ihr Wohl und Weh auf meinen Busen häufen
Und so mein Selbst zu ihrem Selbst erweitern ...

Dieses große Leid, ich möchte sagen die gespaltene Weltseele, wird zu dem dringenden Muß, das dem

¹⁸ Ges. Werke Bd. 34 „Ich“ S. 406.

Schriftsteller die Feder in die Hand drückt. Er schreibt nicht: „Es“ schreibt aus ihm heraus. Wer kein Muß hat, [309] gehört nicht unter die Echten. Er schreibt auch nicht für den Druck, für den Ruhm oder irgendwelchen Firlefanz, er schreibt für die eigene Seele, die entlastet werden soll, und diese eigene innere Befreiung wirkt auch auf die Umwelt befreiend. Das Geschriebene berührt seinen Verfasser dann nicht mehr. Das ist fort. Das mögen sie drucken und verlegen und verschachern. Ihn berührt nur das, was noch gesagt werden muß, und die Aussprache ist der Heilvorgang. Er würde in eine leere Kiste seine Blätter hineinschreiben müssen, daß sie nie das Licht der Öffentlichkeit sehen. Wie viele tun das! Aber daran genesen sie und lassen andere genesen, zu denen vielleicht doch ein Weg gefunden wird. Werden ihre Blätter solche Wege nie finden, so sind sie selbst dran genesen und wirken sich nun aus durch die Kraft ihres ganzen Wesens. Über den möglichen Ruhm ihrer Schriftstellerei sind sie dann höchst verwundert. Sie arbeiten nicht für den Ruhm.

So hat sich ein Paulus zurecht gepredigt, ein Beethoven hat seine ganze Last in die ergreifenden Töne gelegt. In ihnen schluchzt und jauchzt seine genesene Seele. Die Großen wollen nicht, sie m ü s s e n alle. Das Leid der gespaltenen Seele hat die Großen am Tiefsten erfaßt. Am Ausschlag, den die schwankende Seele gibt, kann man die Größe der Kraft ihres Trägers messen. Wüßten das doch alle Erzieher! Die ganz „bitterbösen“ Jungen sind oft die wertvollsten, jedenfalls die der Liebe bedürftigsten. Nichts des Mitleids – nein der Liebe. Liebe adelt und erhebt, Mitleid beleidigt und erniedrigt. Aber wohlgemerkt: Das Böse muß überall bekämpft werden in der Erziehung, die Bösen müssen geliebt werden. So handelt Gott in der Welt. Anders [310] können auch wir nicht handeln. Wer das Böse und den Bösen nicht scheiden kann und beide gleichmäßig wegwirft, ist vielleicht zu mancherlei geeignet, aber gewiß nicht zum Erzieher. Der freut sich heimlich an der Kraft, die im Zögling tobt, mag sie sich nun gut oder böse entladen und liebt den Gefährdeten doppelt, je mehr er seiner bedarf. Aber im Verkehr läßt er strenge Gerechtigkeit und Wahrheit walten, damit die heilende Zucht im Erzogenen zur Selbstzucht erstarke und zur Befreiung. Denn es gibt keine Freiheit, die nicht auf Selbstzucht ruhte.

Von dem Leide der gespaltenen Seele brauche ich eigentlich dem freundlichen Leser nichts zu erzählen. Er kennt es selbst. Vielleicht kennt er nur den kleinen Ausschlag, den noch eine allgemeine Tugendhaftigkeit zu verdecken vermag. Aber wer ehrlich gegen sich selbst ist, wird auf die anerkannte Tugendhaftigkeit keinen großen Wert legen, sondern mehr darauf bedacht sein, die Spalten seiner Seele heilen zu lassen, daß er zu heiliger Einheit erwachse, die sich nicht hinter öffentlicher Tugendleistung zu verstecken braucht.

Man hat mir einmal erzählt von einem merkwürdigen Manne, der nun gestorben ist. Er hat keine Werke hinterlassen, hatte aber viele Freunde und Anhänger. Der pflegte zu seinen Freunden zu sagen: Achtet auf eure Träume. Gewiß, ihr träumt viele Dummheiten und Verworrenheiten, die aus Leber und Magen kommen. Aber ihr träumt auch alle bedeutsame Bilder aus eurem Seelenleben. In euren Träumen bilden sich die Fortschritte ab, die eure Seele macht. Ihr seid alle voll falscher Irrtümer, die sterben müssen. Wenn ihr nun träumt vom Tode nahestehender Menschen, [311] so könnt ihr merken, daß allemal dann ein solches Ich gestorben ist in euch, und der schönste Traum ist, wenn ihr euch einmal selbst im Sarge liegen seht. Dann ist das letzte Ich gestorben, das nicht in euch hineingehört.

Das ist die Lehre von der gespaltenen Seele und ihrer Heilung mit anderen Worten und anderer Darstellung. Die innere Gespaltenheit und Zerrissenheit hat unsere Anteilnahme nicht. Sie ist, und es ist schmerzlich, daß sie ist. Aber ihre Heilung müßte jeden beschäftigen.

Für Karl May war die Erlösung der Gedanke seines langen Lebens, der ihn einzig beschäftigte. Darin war er ganz einseitig wie alle Großen. Sie haben ihren Grundgedanken, an den sich wie an eine goldene Schnur die Früchte ihrer vielseitigen Kundgebungen heften.

Die Genesung und Erlösung vollzieht sich in einer doppelten Spur. Darin sind alle Menschen gleichgestellt. Die unterste Grundlage der Heilung, die ganz unumgänglich ist für jeden Menschen, der der Notwendigkeit der Erlösung inne wird, ist die, daß er der Gerechtigkeit und Wahrheit ihren Lauf an sich läßt. Er muß Gott Recht geben, mag daraus werden, was da will. Hast du aus deiner Zweiseeligkeit und inneren Gespaltenheit heraus Menschen geschädigt und göttliche Rechte verletzt, so beuge dich unter alle Folgen, die daraus entstehen. Sündigen kannst du, soviel du magst. Es gibt keine Sünde, die nicht ihre Vergebung hätte. Aber trage auch alle ihre Folgen. Du wirst bald mit äußerster Kraft jede Sünde zu meiden trachten. Denn jede Sünde ist durch ihre Folgen in sich selbst Strafe. Durch das Tragen der Folgen, der Strafe, wird Gott [312] Recht gegeben. Wer den Folgen ausweicht und sich weiß wäscht, dem kann nie geholfen werden, weil

er sich Recht gibt. Wer Gott Recht gibt und sich unter die Wahrheit und Gerechtigkeit beugt, dem wird geholfen.

Darin war Karl May groß. Das haben alle seine Beurteiler und Feinde, die famosen Löser des „Karl-May-Problems“ nicht erkannt. Er hat sich vergangen in seiner inneren Zerrissenheit, aber er hat überall der Gerechtigkeit ihren Weg gelassen. Für ihn ist Gefängnis und Zuchthaus das innere Genesungsheim geworden, was es vernünftigerweise für den Bestraften immer sein sollte. Dort hat er sich gefunden, weil er sich unter alle Ordnungen der Gerechtigkeit beugte. Wenn das die Menschen im bürgerlichen Leben auch täten bei Dingen, auf denen noch nicht Gefängnis und Zuchthaus steht, oder die haarscharf am Strafgesetz vorüberhuschen, so würde es bald anders aussehen in der Menschheit und eine Erlösung würde aufwachsen können, wo heute Finsternis und Todesschatten lagern.

Aus dieser unerlässlichen Grundlage aller Erlösungsmöglichkeiten ergibt sich aber als zweite Spur die Hilfsbereitschaft für alle Mitsünder. Wer eignet sich wohl am besten zum Prediger der Gerechtigkeit, der Sünder oder der Gerechte, ein Engel, der vom Himmel kommt, oder einer, der selbst mit allem möglichen und unmöglichen belastet ist? Die Geschichte des Reiches Gottes hat eine unzweideutige Antwort gegeben und als einzig geeignet den Sünder hingestellt. Ist jemand selbst ohne Fehl und Tadel, so eignet er sich vielleicht zum Pharisäer, aber ganz gewiß nicht zum Verkündiger der Wahrheit und der Versöhnung.

[313] Es scheint das schwer begreiflich, und viele begreifen es bis heute nicht. Karl May sagte, als er seine Lebensarbeit plante:

„Es wird das freilich eine Kühnheit sein, an der ich leicht zugrunde gehen kann, was aber liegt am Schicksal eines kleinen Einzelmenschen, wenn es sich um große, riesig emporstrebende Fragen der ganzen Menschheit handelt? An dem winzigen Schicksälchen eines verachteten Gefangenen, der für die Gesellschaft schon so verloren ist?“¹⁹... „Man lache mich aus; aber ich habe es versucht und werde es weiter versuchen. Es mag bei der Ausführung dann wohl mancher Fehler untergelaufen sein, denn ich bin ein irrender Mensch. Mein Wollen aber ist gut und rein gewesen. Ich wollte ferner meine psychologischen Erfahrungen zur Veröffentlichung bringen. Ein junger Lehrer, der bestraft worden ist, seine psychologischen Erfahrungen? Ist das nicht noch lächerlicher als das Vorhergehende?“²⁰

Ach nein, Herr May, damit haben Sie überhaupt den einzig gangbaren Weg beschritten und jeder geht ihn, der aus allen Fehlern heraus der Menschheit Gutes und Versöhnliches und Erlösendes bringen will. Als David Mörder und Ehebrecher geworden war, rief er aus: „Ich will die Übertreter Deine Wege lehren, daß sich die Sünder zu Dir bekehren.“ Damals hatte er sich mindestens Zuchthaus verdient, und obwohl er König war, ging der Prophet Nathan doch streng mit ihm ins Gericht. Aber mit dieser Predigt des 51. Psalms hat er mehr gewirkt als Hunderttausende von tadellosen Predigern, denen niemand etwas vorwerfen kann. Selbst der Weltheiland hielt es für nötig, sich mit der Sünde aller zu belasten und wurde das Lamm Gottes, das der ganzen Welt Sünde **[314]** trug, ehe er seinen Erlöserweg beschritt. In den Augen seiner Zeitgenossen war er der Allerverachtetste und Unwerteste, der Genosse der Zöllner und Sünder. Den Tugendbolden geht der Sünder in richtigem Empfinden weit aus dem Wege.

Eine ganz andere Frage ist, ob Karl May den richtigen Weg beschritten hat zu seiner Art von Verkündigung, und was er überhaupt gewollt hat. Darüber kann man sehr verschiedener Meinung sein.

Hören wir ihn zunächst selbst. Was wollte Karl May mit seinem ganzen Schrifttum?

Der Gedanke dazu kam ihm, als er – eine Folge seiner musterhaften Führung in der Strafanstalt, wo er der Gerechtigkeit ihren vollen Lauf ließ – die Bibliothek der Gefangenen verwaltete. Die Gefangenen haben nicht das Recht, ihre Bücher auszusuchen, sondern bekommen zugewiesen, was sie lesen dürfen. Wir erfahren da von schweren Mißgriffen, die in der betreffenden Anstalt gemacht wurden, aber noch mehr, daß die eigentlichen Bücher für das Lesebedürfnis des Volkes noch gar nicht vorhanden waren. Sie fehlten überhaupt im deutschen Schrifttum. Hier wollte May eine empfindliche Lücke ausfüllen.

„Ich stellte mir vor, die verloren gegangene Menschenseele zu sein, die niemals wiedergefunden werden kann, wenn sie sich nicht selbst wiederfindet. Dieses Wiederfinden kann nie hoch oben in Dschinnistan – der Edelmenschlichkeit – sondern nur in Ardistan geschehen, im Erdenleid, in der Menschheitsqual, bei der Träberkost des verlorenen Sohnes unserer biblischen Geschichte.“²¹

¹⁹ Ges. Werke Bd. 34 S. 406.

²⁰ Ebendort S. 410.

²¹ Ges. Werke Bd. 34 S. 403.

[315] Da las er die gelehrten Werke über Psychologie, besonders über Kriminal-Psychologie. Sie enthielten die Theorie, eine Sammlung von Rätseln und Problemen. Die Praxis lag rund herum in ebenso klarer wie erschütternder Aufrichtigkeit.

„Welch ein Unterschied zwischen beiden! Wo war die Wahrheit zu suchen? In den aufgeschlagenen Büchern oder in der aufgeschlagenen Wirklichkeit? In beiden! Die Wissenschaft ist wahr, und das Leben ist wahr. Die Wissenschaft irrt, und das Leben irrt. Ihre beiderseitigen Wege führen über den Irrtum zur Wahrheit; dort müssen sie sich treffen. Wo diese Wahrheit liegt und wie sie lautet, das können wir nur ahnen. Es ist nur einem einzigen Auge vergönnt, sie vorauszusehen, und das ist das Auge des - - Märchens. Darum will ich Märchenerzähler sein, nichts anderes als Märchenerzähler. Ich brauche nur die Augen zu öffnen, so sehe ich sie aufgespeichert, diese Hunderte und Aberhunderte von fleischgewordenen Gleichnissen und nach Erlösung trachtenden Märchen. In jeder Zelle eines und auf jedem Arbeitsschemel eines. Lauter schlafende Dornröschen, die darauf warten, von der Barmherzigkeit und Liebe wach geküßt zu werden. Lauter in Fesseln schmachtende Seelen, in alten Schlössern, die in Gefängnisse umgewandelt sind, oder in modernen Riesenbauten, in denen die Humanität von Zelle zu Zelle, von Schemel zu Schemel geht, um aufzuwecken und freizumachen, was des Aufwachens und der Freiheit wert ist. Ich will zwischen Wissenschaft und Seelen [Leben] vermitteln. Ich will Gleichnisse und Märchen erzählen, in denen tief verborgen die Wahrheit liegt, die man auf andere Weise noch nicht zu erschauen vermag. Ich will die Strafe, die mich getroffen, in Freiheit für andere verwandeln ... Ich muß selbst zum Märchen werden, ich selbst, mein eigenes Ich.“²²

„Ich sah um mich herum das tiefste Menschenelend liegen. Ich war für mich der Mittelpunkt desselben. Und hoch über uns lag die Erlösung, lag die Edelmenschlichkeit, nach der wir emporzustreben hatten. Diese Aufgabe war aber nicht allein die unsrige, sondern sie ist allen Menschen erteilt; nur daß wir, die wir um soviel **[316]** tiefer lagerten als die andern, weit mehr und weit mühsamer aufzusteigen hatten als sie, aus der Tiefe zur Höhe, aus Ardistan nach Dschinnistan, vom niederen Sinnesmenschen zum Edelmenschen empor. Wie das geschehen müsse, wollte ich an Beispielen zeigen ... In Amerika sollte der Edelmann Old Shatterhand heißen, für den Orient aber Kara Ben Nemsî, denn daß er ein Deutscher zu sein hatte, verstand sich ganz von selbst. Er mußte als selbst erzählend, als „Icherzähler“ dargestellt werden. Sein Ich ist keine Wirklichkeit, sondern dichterisch erschaut. Darum soll alles, was von dem „Ich“ erzählt wird, aus der Wirklichkeit geschöpft sein und zur Wirklichkeit werden. Dieses „Ich“ ist die große Menschheitsfrage gedacht: Edelmann, wo bist du?... Wo das Ich keinen findet, da zeigt es durch sein eigenes edelmenschliches Verhalten, wie es ihn sich denkt. Dieses imaginäre „Ich“ hat nicht imaginär zu bleiben, sondern sich zu verwirklichen und zwar in meinem Leser, der innerlich alles miterlebt und darum gleich meinen Gestalten emporsteigt und sich veredelt. In dieser Weise trage ich meinen Teil zur Lösung der großen Aufgabe bei, daß sich der Gewaltmann, also der niedrige Mensch, zum Edelmann entwickeln könne“...²³

Das ist der springende Punkt. Der Leser wird im Lesen in ein edelmenschliches Ich hineingehoben. Das ist nur möglich, wenn der Verfasser im geringsten Menschen an den Menschen glaubt. Das einzige Mittel aber, auf irgend einen Menschen einen Einfluß gewinnen zu können, ist der Glaube an ihn. Meine Tugend wälzt ihn nieder, mein Glaube an ihn, meine Liebe zieht ihn empor.

Darum dürfen wir diese Märchen auch rechnen als eine Predigt an die verlorene Menschlichkeit. Jeder muß reden in dem Tone, der ihm gegeben ist. Einer als Prophet, einer als Kanzelredner, einer als Dichter und einer als Märchenerzähler. Auf jeden wartet **[317]** seine Zuhörerschaft, die seiner bedarf, und der man ihn zu entziehen kein Recht hat. Das Ziel ist bei allen, die zerrissenen und gespaltenen Seelen zu heilen, und die werden sich für diesen Dienst am besten eignen, die die Not der Menschheit am eigenen Leibe und in der eigenen Seele erfahren haben.

Karl May hat sich sehr heftig dagegen verwahrt, daß sein Ich, das überall redet und handelt, etwa Karl May sei. Dieses Ich ist sein Glaube an die Menschheit. Indem er den Leser durch die packende Darstellung nötigt, mit dem „Ich“ zu empfinden, zu sorgen, zu jubeln, zu leiden, zu handeln, ruft er ihm zu: Siehst Du, so ist der Edelmann, und zum Edelmann bist auch Du berufen.

Wieviel Tatendrang und Lebensmut lebt doch im Menschen und findet nur nicht immer seinen richtigen Platz! Wieviel edles Streben ist schließlich in Verbrechen gemündet! Da wird all das edle Wollen und unüberwindliche Können im Leser wieder aufgerufen und geweckt und er selbst darf eine Zeitlang sein großes „Über-Ich“ sein, darf Held sein, der unübertrefflich ist.

²² Ges. Werke Bd. 34 S. 405/6.

²³ Ges. Werke Bd. 34 S. 411/3.

Wie ist dieses „Ich“ beschaffen? Es ist deutsch durch und durch, es ist tiefgläubig. Obgleich Christ, vermag es im Mohammedanischen, im Indianischen, in jeder Religion das Gute zu schätzen und aufzuspüren und sagt eigentlich zu jedem: Du bist Gottes, und alle Eigenschaften Gottes, die Feindesliebe, die Gerechtigkeit, Aufopferung, alles Gute wird nicht gehindert in dir durch deine zufällige Religion. Alles, alles gehört dir, denn du bist Gottes, als Mensch, als Geborener, und eine Zeitlang darfst du wandeln im Schutz und **[318]** Schatten dieses göttlichen Ichs. Vielleicht gewinnst du dann Geschmack daran und bleibst in ihm. Dabei tritt dieses Edelwesen als Mann ebenso wie als Weib auf in der köstlichen Marah Durimeh, in Hanneh, in der liebenswürdigen Schakara. Außerdem hat es die Wirkung, die der Leser miterlebt, daß es alle, die in seinen Einfluß kommen, veredelt, also Wege zeigt zu jedem Menschen, der sich nicht mutwillig dagegen verstockt.

Wollte man den Menschen diese Gedanken so mitteilen, wie ich's eben tat, so würden sie kaum davor stehen bleiben, sondern es als Katechismusweisheit nehmen und achtlos dran vorübergehen. Aber wenn sie durch zehn, zwanzig, dreißig, fünfzig Bände spannendster Abenteuer hindurchgeführt werden, die alle das Gleiche lehren, wenn sie Monate hindurch unter dem Einfluß dieses Ichs stehen und seine Wahrheit miterleben, so kann das nicht ohne Wirkung sein.

Das führt auf die Frage des Leserkreises, den sich Karl May dachte. Die Frage ist über seinen Kopf weg bereits entschieden worden. Karl May ist eben „der bekannte Jugendschriftsteller“. Aber gerade das wollte er nicht sein. Dagegen wehrte er sich mit aller Macht, und es ist eine ganz besondere Frage für den Erzieher, ob man seine Schriften der Jugend überhaupt in die Hand geben soll.

Der nächste Mensch, an den Karl May dachte, war der Verbrecher. Seine Schriften gehören in erster Linie in Gefängnisbüchereien. In den Reihen der Gedrückten und Verachteten sind sie entstanden, für sie sind sie gedacht. Ihnen soll durch die Schriften eine Botschaft der Erlösung werden. Und mehr noch als **[319]** eine bloße Botschaft. Sie sollen in einem überragenden Ich sich selbst eine Weile als Erlöste erleben, indem sie in dem großen Ich mitsorgen, mithelfen und handeln. Ja, sie sollen in ihm immer wieder die Wahrheit erleben, daß letzten Endes das Gute die einzig starke Macht ist, und das Böse verzehrt und schließlich doch zum Guten bekehrt wird.

Wer Karl Mays Schriften anders versteht, hat sie mißverstanden. Wie oft höre ich sagen: „Auch ich habe sie seinerzeit verschlungen. Aber wie der lügt, das ist ja unerträglich.“ Darauf antworte ich nur: Das „Lügen“ kommt nur her vom „Verschlingen“. Man soll sie gerade nicht verschlingen, sondern sehr aufmerksam lesen. Dann wird man merken, daß trotz aller dichterischen Darstellung gerade nicht gelogen wird. Im Faust wird auch nicht gelogen, sondern eine Erlösung miterlebt. Ein Werk wie z. B. der „Silberne Löwe“ dürfte wohl wiederholt gelesen werden, ehe man hinter die tiefe Symbolik kommt. Ich würde Karl May den Vorwurf machen, den künstlerischen, daß zu viel Symbolik dabei ist, die der Leserkreis, den er meint, nicht verstehen kann. Darin hat er geirrt, aber wie jemand, der redlich sich bemüht.

Das versperrt auch Karl May die Wege zu den Lesern, die er gern haben möchte, zum breiten Volke. Die breiten Massen verstehen die hungernde Seele nicht und in ihrer anerzogenen Tugendhaftigkeit die Erlösungsbedürftigkeit nicht. Man kann aber erst dann richtig trösten, wenn jemand „zweifältiges empfangen hat um alle seine Sünde“. So lange der philiströse Tugendbold obenauf ist, solange sind solche Schriften unverständlich für die Massen. Aber wo gedrückte, **[320]** mühselige und zerschlagene Seelen sind, da wird Karl May gern aufgenommen werden. Und solcher gibt's viele im Untergrunde, die an der herrschenden Tugendhaftigkeit verzweifeln.

Aber die Jugend? Warum hat die Jugend so gierig nach Karl May gegriffen und tut's wohl noch?

Die Frage ist sehr einfach zu beantworten. Weil die Jugend in ihrer gelehrten Erziehung geistig überfüttert wird, während die Seele verhungert. Die Jugend griff aus Verzweiflung nach Karl May. Sie bedurfte im Phantastischen, im Symbolischen ein Gegengewicht gegen die einseitige Beschäftigung des nüchternen Verstandes. Darum hat Karl May der Jugend auch nicht geschadet. Unsere gebildete feldgraue Jugend hat Karl May wahrhaftig nicht zum Schaden gelesen. Bei ihren Schulmeistern allein hätte sie solche unerhörte Heldentaten nicht vollführen gelernt, wie sie sie vollführt hat. Sie hat sich selbst geholfen, und das war gut.

Damit hat sie aber in ihrem seelischen Empfinden der Erziehung neue Bahnen gewiesen. In meiner Zeit gab's Karl May noch nicht. Uns hat man auch nicht eigentlich erzogen, sondern sehr gelehrt gemacht. Heute weiß jeder Schulprofessor, daß es die Gelehrsamkeit allein nicht tut, sondern die Erziehung, die Leib, Seele und Geist ebenmäßig ausbildet.

Ich würde Karl May der Jugend mit Vorsicht zubilligen; für den phantasiearmen jungen Menschen ist er gewiß vorzüglich. Mays deutscher Sinn und seine schlichte Frömmigkeit können nur Gutes stiften. Dagegen würde ich ihn dem überreizten Knaben und Mädchen nicht in die Hand geben. Da die Symbolik wohl **[321]** der Jugend unverständlich bleibt, würde er jedem gefährlich sein, dem der Sinn für die Wirklichkeit des Lebens nicht im rechten Maße eignet und kann leicht zu Überstiegenheiten führen, die auf die Dauer schädlich wirken. Solchen soll man aber Karl May nicht verbieten. Das würde nur reizen, sondern an seiner statt anderes bieten. Die heutige Erziehung, die sich ehrlich bestrebt, alle Einseitigkeiten zu meiden, findet schon geeignete Schriften, die solcher Jugend Karl May auch ersetzen.

Eines soll unbedingt anerkannt werden. Ein deutscher Mann, der ein ganzes Leben dafür eingesetzt hat, eine schmerzliche Lücke in unserem Schrifttum auszufüllen, hat unbedingt ein Anrecht, daß ihm ein ehrenvoller Platz in der deutschen Büchergeschichte gesichert bleibt. So gut die Franzosen ihren Jules Verne, die Engländer ihren Robinson und Cooper zu schätzen wissen, so gut wollen wir Deutschen auch unsern Karl May nicht missen. Er ist der Mann, der für die hungernde und zwiespältige Seele schrieb. Sein Andenken stehe in Ehren bei uns. Er hat zuerst eine große Lücke ausgefüllt.

Mögen andere es besser tun, ehe sie ihn tadeln.

Trost.

Horch, klopfte es nicht an die Pforte?
Wer naht, von Himmelsduft umrauscht?
Woher des Trostes süße Worte,
Auf die mein Herz voll Andacht lauscht?
Wer neigt, wenn alle Sterne sanken,
Mit mildem Licht und stiller Huld
Sich zu dem Staub- und Erdenkranken?
Es ist der Engel der Geduld.

„O laß den Gram nicht mächtig werden,
Du tiefbetäubtes Menschenkind!
Denk', daß die Leiden dieser Erden
Des Himmels beste Gaben sind,
Und daß, wenn Sorgen dich umwogen
Und dich umhüllt des Zweifels Nacht,
Dort an dem glanzumfloss'nen Bogen
Ein treues Vaterauge wacht!“

[323]

„O laß dir nicht zu Herzen steigen
Die langverhalt'ne Tränenflut!
Denk', daß grad in den schmerzreichen
Geschicken tiefe Weisheit ruht,
Und daß, wenn sonst dir nichts verbliebe,
Die Hoffnung doch dir immer lacht,
Da über dich in ew'ger Liebe
Ein treues Vaterauge wacht!“

„O wolle dich nie einsam fühlen!
Obgleich kein Aug' sie wandeln sah,
Die sorgenheiße Stirn zu kühlen
Sind Himmelsboten immer da.
Wer gern dem eig'nen Herzen glaubte,
Der kennt des Pulses heil'ge Macht.
Drum wisse, daß auch deinem Haupte
Ein treues Vaterauge wacht!“

„Drum füge dich in Gottes Walten
Und trag dein Leid getrost und still.
Es muß im Dunkel sich gestalten,
Was er zum Lichte führen will.
Dann bringt der Glaube reichen Segen,
Ob ihn der Zweifler auch verlacht,
Daß über allen deinen Wegen
Ein treues Vaterauge wacht!“

(1876) Karl May.
Aus „Schacht und Hütte“.

Die Autoren des Karl-May-Jahrbuches 1918

Artbauer, Otto Cäsar	28.10.1878	1916
Barthel, Fritz	03.08.1881	19.04.1960
Beissel, Rudolf	06.04.1894	11.07.1986
Catlin, George	26.07.1796	23.12.1872
Geissler, Max	26.04.1868	26.02.1945
Gheri, Leopold	01.07.1866	20.12.1952
Gurlitt, Ludwig	31.05.1855	12.07.1931
Klieba, Michael	25.09.1874	23.12.1943
Koch, Wilhelm	24.04.1892	(1962)?
Krapp, Lorenz	18.12.1882	21.05.1947
Lhotzky, Heinrich	21.04.1859	24.11.1930
May, Karl	25.02.1842	30.03.1912
May, Klara	04.07.1864	31.12.1944
Ozoroczy, Amand von	13.01.1885	08.09.1977
Prüfer, Fritz	04.10.1890	1972
Schmid, Euchar Albrecht	29.08.1884	15.07.1951
Serman, Emil	29.04.1881	15.09.1943
Tzschirner-Bey, Hans-Erich	24.10.1882	13.10.1951
Urban, Wenzel	1869/70	09.05.1919

Beiträge der farbig markierten Autoren unterliegen noch dem Urheberrecht.